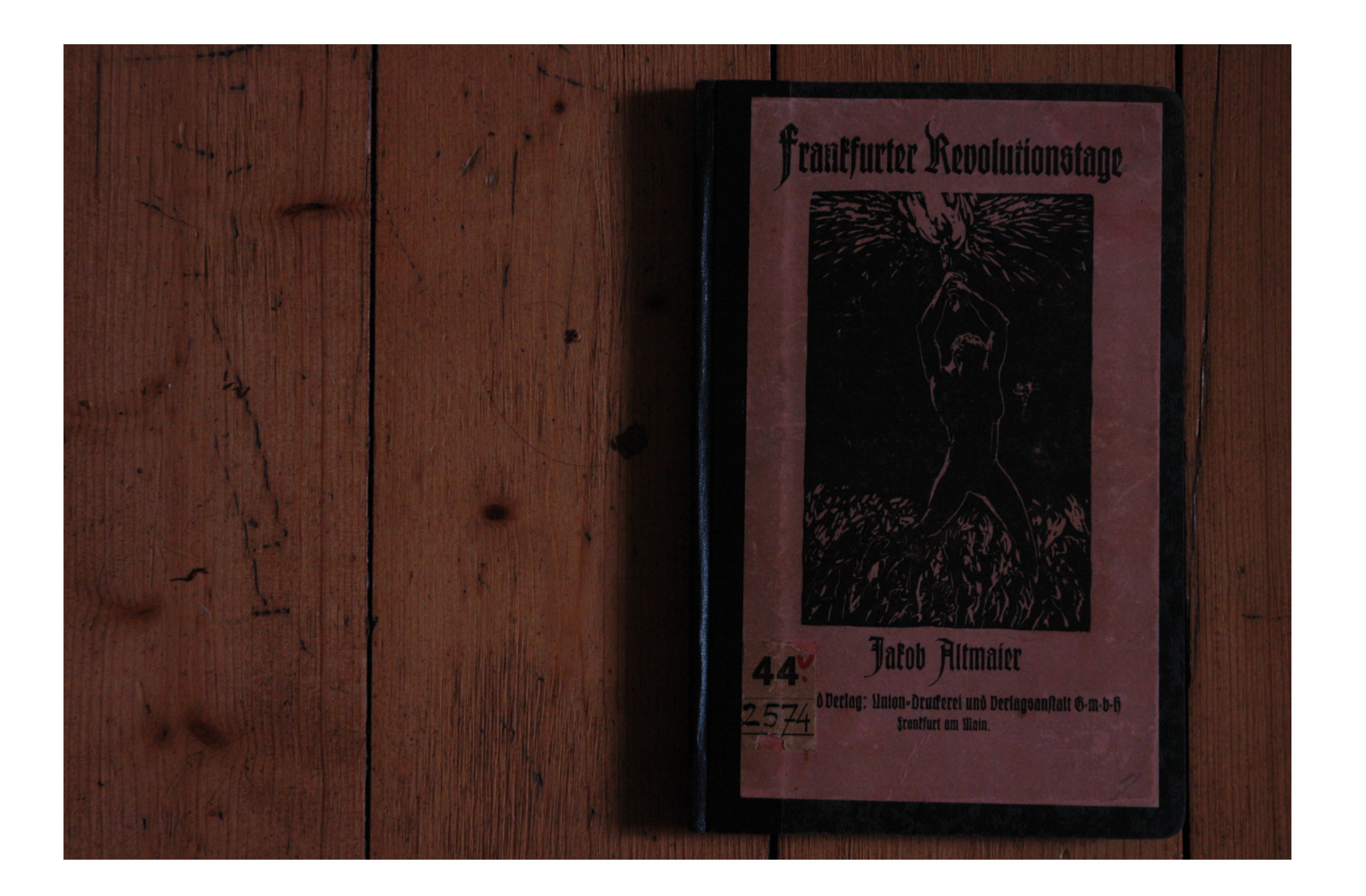
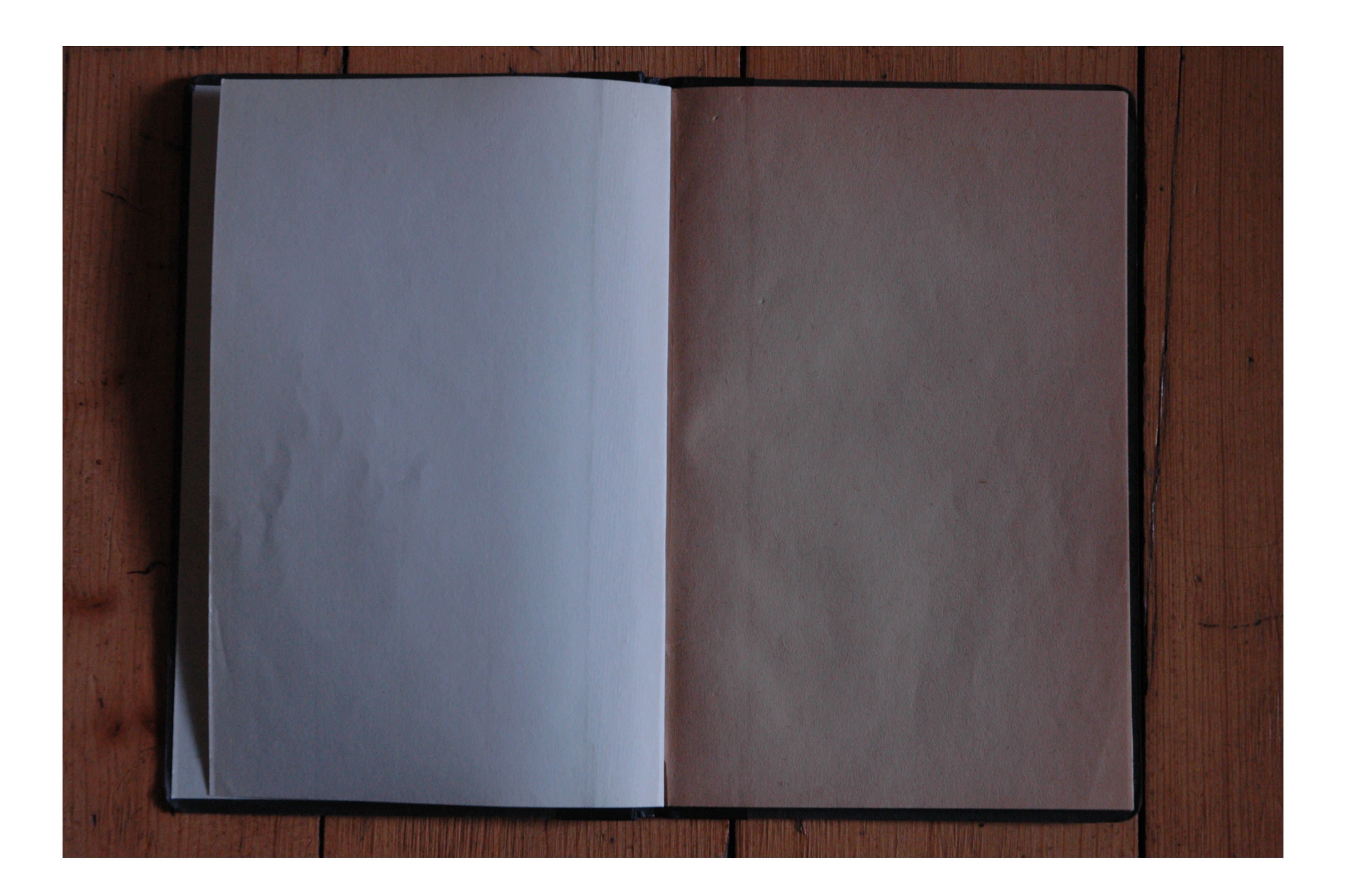
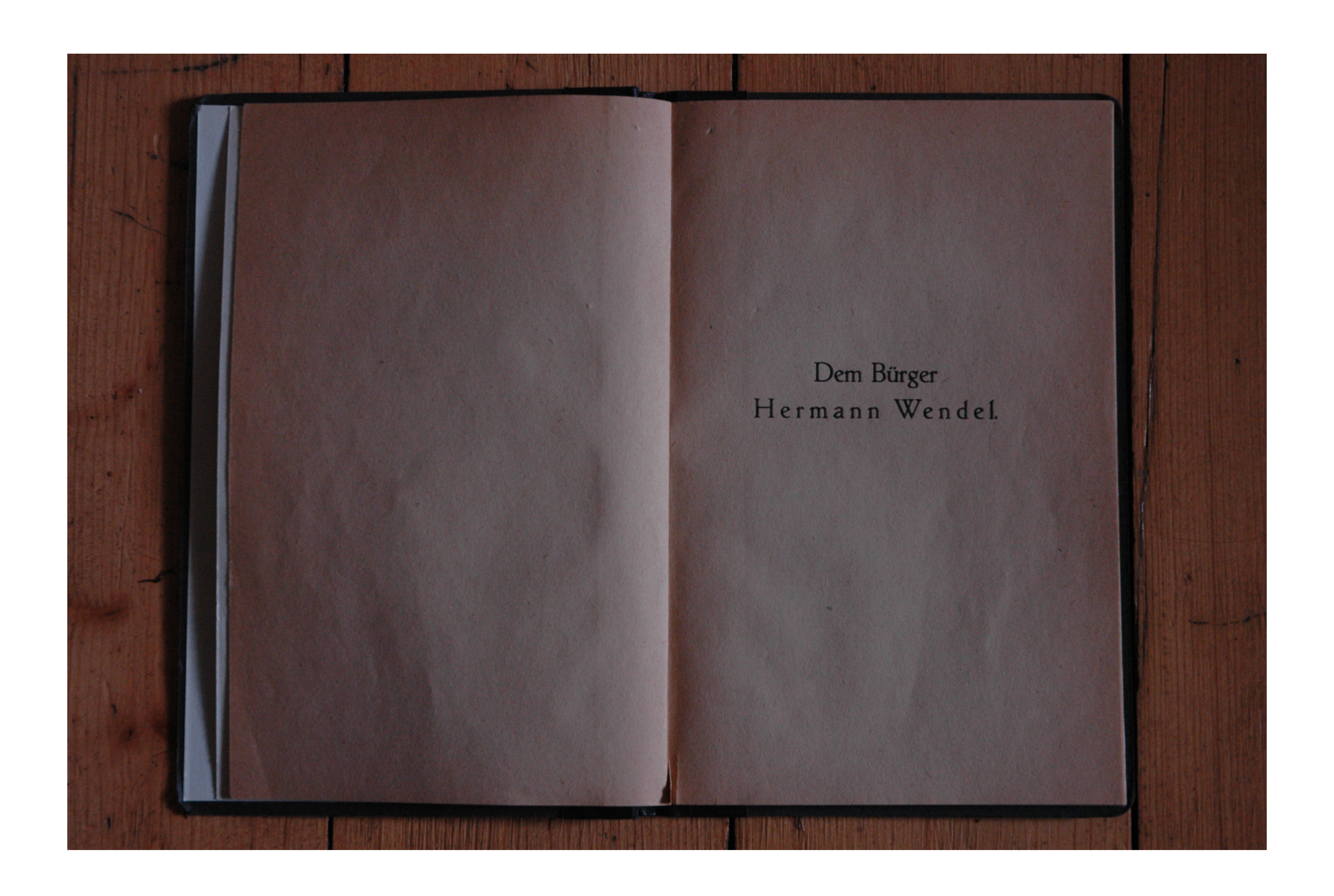

Frankfurter Revolutionstage
Jakob Altmaier
44
2574
d Verlag: Union-Druckerei und Verlagsanstalt G-m-b-H
Frankfurt am Main.







Dem Bürger
Hermann Wendel.

Frankfurter Revolutionstage

Jakob Altmaier

Mit Illustrationen nach zeitgeschichtlichen Aufnahmen

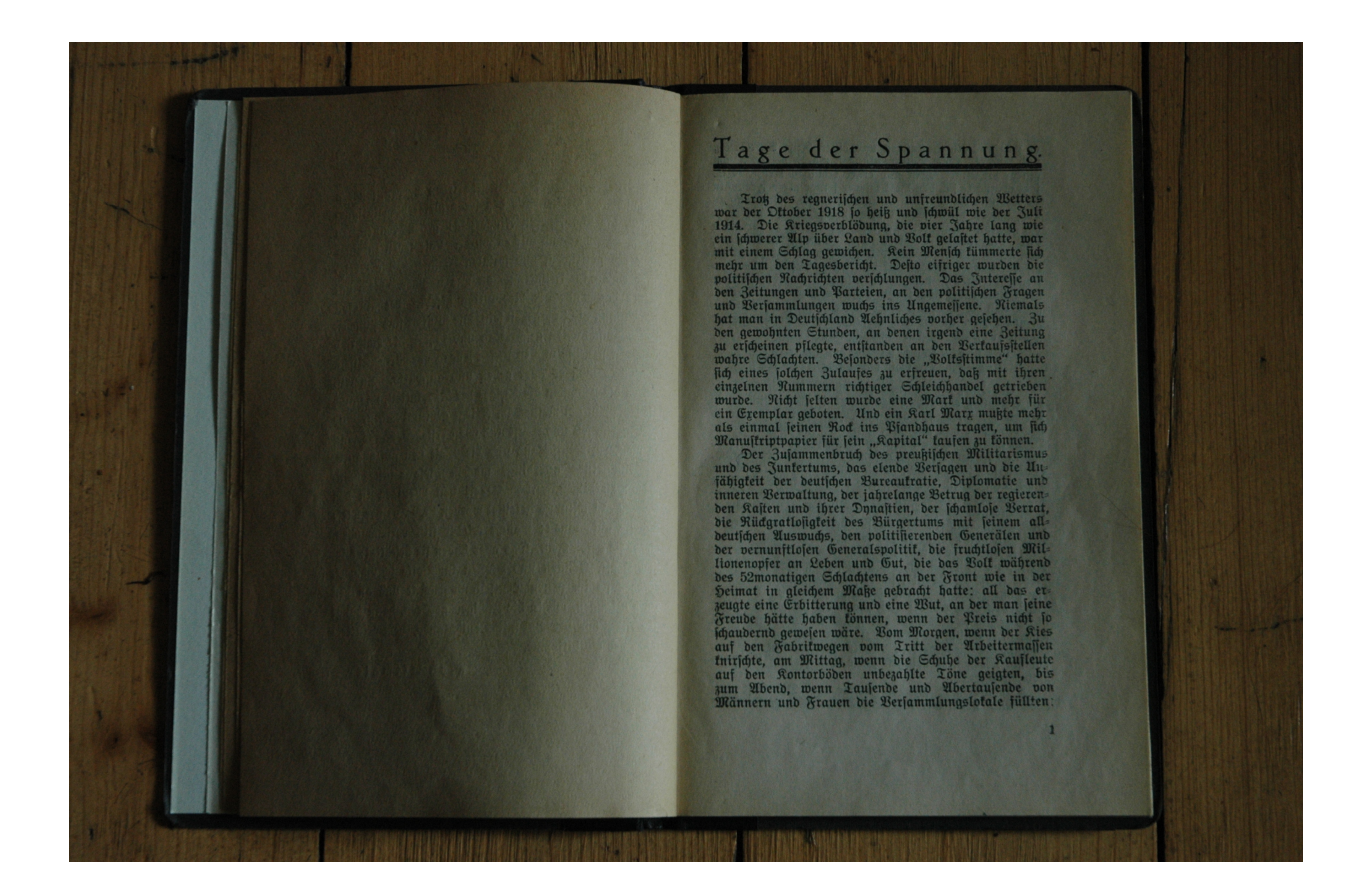
Erschienen Frankfurt a. M. 1919
im Verlag
der Union-Druckerei und Verlagsanstalt G. m. b. H.

Einleitung.

Nicht Geschichte soll hier geschrieben werden, sondern Geschichten. Skizzen aus den Frankfurter Revolutionstagen, die Berufeneren Fingerzeige geben können, zu sehen, was war und wie es wurde. Wir leben in einer Zeit des politischen und sozialen Umsturzes, die Ereignisse rollen im Filmtempo an uns vorüber. Noch hat keiner das Ende der Revolution gesehen, deshalb soll der Anfang nicht vergessen sein. Die Blätter sind zwischen den Wahlschlachten geschrieben und führen die Hatz und Eile mit sich, die uns in diesen Tagen vorwärts peitscht. Vorwärts muß es aber gehen und aufwärts. Zumeist waren die Jüngsten die Träger der Revolution, wie auch die Jüngsten am meisten im Kriege geblutet haben. Aus der Jugend soll uns Kraft und Geist erstehen, das Geschick zu meistern, Deutschland und die Welt neu aufzubauen.

Auf eines allerdings machen diese Blätter Anspruch: zu zeigen, welche Arbeit von Wenigen in den Tagen des Umsturzes geleistet worden ist. Aus der Tiefe sind sie aufgetaucht; manche wieder still verschwunden, woher sie gekommen. Das aber haben sie bestätigt: wieviel Kraft, Können und Wollen im Volke schlummert. Werden sie im neuen Deutschland geweckt und an den Platz gelangen, wohin die Fähigen gehören, dann bangt uns nicht vor der Zukunft Deutschlands, dem Mutterlande des Sozialismus.

Jakob Altmaier.



Tage der Spannung.

Trotz des regnerischen und unfreundlichen Wetters war der Oktober 1918 so heiß und schwül wie der Juli 1914. Die Kriegsverblödung, die vier Jahre lang wie ein schwerer Alp über Land und Volk gelastet hatte, war mit einem Schlag gewichen. Kein Mensch kümmerte sich mehr um den Tagesbericht. Desto eifriger wurden die politischen Nachrichten verschlungen. Das Interesse an den Zeitungen und Parteien, an den politischen Fragen und Versammlungen wuchs ins Ungemessene. Niemals hat man in Deutschland Aehnliches vorher gesehen. Zu den gewohnten Stunden, an denen irgend eine Zeitung zu erscheinen pflegte, entstanden an den Verkaufsstellen wahre Schlachten. Besonders die „Volksstimme“ hatte sich eines solchen Zulaufes zu erfreuen, daß mit ihren einzelnen Nummern richtiger Schleichhandel getrieben wurde. Nicht selten wurde eine Mark und mehr für ein Exemplar geboten. Und ein Karl Marx mußte mehr als einmal seinen Rock ins Pfandhaus tragen, um sich Manuskriptpapier für sein „Kapital“ kaufen zu können.

Der Zusammenbruch des preußischen Militarismus und des Junkertums, das elende Versagen und die Unfähigkeit der deutschen Bureaukratie, Diplomatie und inneren Verwaltung, der jahrelange Betrug der regierenden Kasten und ihrer Dynastien, der schamlose Verrat, die Rückgratlosigkeit des Bürgertums mit seinem alldeutschen Auswuchs, den politisierenden Generälen und der vernunftlosen Generalspolitik, die fruchtlosen Millionenopfer an Leben und Gut, die das Volk während des 52monatigen Schlachtens an der Front wie in der Heimat in gleichem Maße gebracht hatte: all das erzeugte eine Erbitterung und eine Wut, an der man seine Freude hätte haben können, wenn der Preis nicht so schaudernd gewesen wäre. Vom Morgen, wenn der Kies auf den Fabrikwegen vom Tritt der Arbeitermassen knirschte, am Mittag, wenn die Schuhe der Kaufleute auf den Kontorböden unbezahlte Töne geigten, bis zum Abend, wenn Tausende und Abertausende von Männern und Frauen die Versammlungslokale füllten:

es gab nur ein Verlangen und einen Ruf: Aufklärung und Rache! Diese Versammlungen waren getragen von einem prächtigen Geist und einer trotzigen Kraft. Und jetzt erinnerte sich das Volk wieder seiner alten Freundin in Not und Gefahr, der Sozialdemokratie. Von Tag zu Tag schwoll die Leserzahl ihrer Presse, wuchs die Zahl der Parteimitglieder. Es war eine Lust zu arbeiten und die alten Streiter und Organisationsträger, von denen zahllose während des Krieges müde geworden waren, standen wieder auf dem alten Posten. Das erfreulichste Bild in den Versammlungen war die Einheit der Besucher, die nichts mehr wissen wollten vom Parteistreit und die Stunde besser begriffen hatten als mancher „Führer", der immer noch versuchte die „Unabhängigen" gegen die „Abhängigen" auszuspielen.

Es ist e i n Feind, vor dem wir alle zittern,
Und e i n e Freiheit macht uns a l l e frei!

Das Frage- und Antwortspiel mit Wilson steigerte die Erregung von Stunde zu Stunde! Wenn eins deutlich zu hören war für alle, die Ohren hatten, so war es der Ruf, fort mit den Hohenzollern. In ihnen sah alle Welt, und sah vor allem auch Deutschland, das System, das uns in den Abgrund geführt hatte. Die es anging, stellten sich jedoch taub. Und höher und höher schwoll die Flut. Jeden Tag erwartete man die frohe Botschaft und mit ihr den Abschluß des Waffenstillstandes. Jeder neue Morgen brachte eine neue Enttäuschung. In seinem Haß gegen Wilhelm II. tat sich besonders das Bürgertum gut, von dem er es am wenigsten verdient und erwartet hatte. Es war die Wut über den verlorenen Krieg, und die gestern am lautesten geschrien hatten: „Gott strafe England!", sie riefen jetzt wild: Weg mit den Hohenzollern! Einen viel gesunderen Sinn bewiesen die Arbeiter, denen der Haß gegen die Person fern lag, die aber um so glühender das ganze System zum Teufel sehnten. So ging der Oktober zu Ende und der November begann, der diesmal kein Nebelmonat werden, der das schönste Morgenrot bringen sollte, das je dem deutschen Volke geschienen.

Schwüler und schwüler wurde es. Die Luft war über und über mit Elektrizität geschwängert. Man

fühlte sie in den Fingerspitzen. Wenn man scharf lauschte, hörte man das unterirdische Grollen und Brausen. Man sah die Revolution wachsen und näher kommen. Und sie kam! Sie fuhr auf den Plattformen der Straßenbahnwagen, in den Eisenbahnen, auf den Zweirädern der Depeschenträger; sie stand zwischen den Telegrammen der Zeitungsnachrichten, sie saß in den Wirtschaften und in den Kaffeehäusern, sie kam aus den Bahnhöfen, ging auf den Straßen mit den eilig trippelnden Ladenmädchen, mit der Schuljugend, den schnell in die Geschäfte eilenden Buchhaltern, den Lehrlingen und Inhabern, schritt bedächtig mit den Spaziergängern, mit den Alten und Jungen, mit den Verwegenen und Bedächtigen. Sie war am sichtbarsten an den großen freien Plätzen und Trambahnhaltestellen, in den Kinos und Theaterpausen, an der Börse und vor den Anschlagstellen der Extratelegramme, die nicht leer wurden von Lesern von morgens bis mitternachts. Am allerbesten fühlte man sie bei den Soldaten. Es gab Offiziere, die ihre „Würde" vergessen hatten und sich an der Hauptwache unter die Menge mischten. Musketiere und Kanoniere wurden schlapp und grüßten nicht mehr und kein Leutnant riskierte einen Ton dagegen. Urlauber gingen nicht mehr zur Front oder setzten sich in einen falschen Zug. Geschlossene Abteilungen weigerten sich auszurücken, Zapfenstreich gab es nur noch für die Wenigsten. Die Straßen wurden nicht mehr leer von den Neugierigen, und von nachmittags fünf an wälzten sich Menschenmassen über den Asphalt, wie man sie nur in Friedenszeiten gewohnt war. Es lag etwas in der Luft; etwas Geahntes, Unaussprechliches. Keiner konnte es mit Namen nennen und doch war es nah und dicht zum Greifen. In den Partei- und Gewerkschaftsbureaus häuften sich die neuen Mitgliedsbücher bergehoch, die Abonnenten der Parteipresse schwollen höher und höher, die Zahl der Mitarbeiter wuchs und wuchs, die Sprache wurde freier und kühner. Ohne daß ihr jemand etwas gesagt hatte, war die Zensur verschwunden. Die Tage des Abschieds waren gekommen. Novembertage, Novemberstürme! Die Blätter fielen!

Das Feuer von Kiel

In Kiel haben die Matrosen die Schiffskessel ausgeblasen und das Leuchtfeuer angezündet. Seine roten Strahlen erhellen ganz Deutschland. In Hamburg, Wilhelmshaven, in Bremen und Hannover brennt der Widerschein. Droben an der Wasserkante hat die Revolution gesiegt und überall lohen die Wachtfeuer. Noske wird in Kiel von Zehntausenden empfangen, die die rote Fahne vorantragen. Ein Sozialdemokrat Festungskommandant! Noch können es die militärischen Stellen im Inland nicht fassen. Ein Major vom hiesigen Generalkommando ruft Wilhelmshaven an.

„Hier Soldatenrat," antwortet es.

Der Major läßt entsetzt den Hörer fallen.

Donnerstag abend geht ein Gerücht durch die Stadt: Kieler Matrosen sind im Hauptbahnhof. Die müssen wir sehen. Im Bahnhof drängen sich Hunderte von Neugierigen. Dort — dort! Matrosen! Sie tragen rote Kokarden und gehen stolz durch die Menschenreihen, die sich vor ihnen öffnen. Dort noch einer, mitten in einem Haufen Neugieriger. Jeder staunt ihn an und will sehen und hören. Das ist also ein Revolutionär! Am Gepäckschalter erwischen wir zwei Kieler und laden sie ein. Erst müssen wir uns ausweisen, ob wir keine Geheimschutzleute sind. Dann werden sie gesprächig und zutraulich. Und jetzt sprudeln sie heraus. Von Kiel sind sie nach allen Städten Deutschlands geschickt, die Revolution auszubreiten. Es waren ihrer fünfzig Mann, die in der Richtung Frankfurt abfuhren. Zweimal wurden sie verhaftet. Zuerst in Hannover. Dort saßen sie in einem Pferch der Bahnhofswache. Ihren Urlaubsschein, ausgestellt vom Soldatenrat Kiel, läßt der Bahnhofskommandant nicht gelten. Gut! Wir warten! Sie warten auf den nächsten Schnellzug. Der muß Hilfe bringen. Richtig! Es kommen fünfzig Kameraden. Man sperrt sie zu den ersten. Also hundert. Es reicht nicht. Warten wir noch einen Zug. Wiederum spaziert ein halbes Hundert in den Kasten. Es langt! Uff! Die Wachen lassen sich die Gewehre nehmen, die Bretterwände

fallen auseinander. Zwei Stunden später steht Hannover im Aufruhr.

Weiter nach Frankfurt. In Gießen werden die Seeleute wiederum eingesperrt. Andere in Hanau. Der Rest schlägt sich durch bis hier. Auch in Frankfurt nimmt man einzelne fest. Doch nur eine Nacht. Freitag früh sind sie alle frei! Bald erscheint einer in dieser Wirtschaft, bald sieht man zwei in jenem Kaffeehaus. Auf der Kaiserstraße flattern die blauen Bänder, in der Altstadt und überall ziehen Soldaten und Zivilisten hinter ihnen her.

Der Bahnhofskommandant läßt immer noch die Schnellzüge, die aus Norddeutschland kommen, nach Aufrührern absuchen. Jedesmal sperrt ein Offizier mit etwa dreißig Mann die Bahnsteige. Die Soldaten lächeln, wenn sie mit ihren Gewehren aufmarschieren. Die Bahnhofskeller sind vollgestopft mit Infanteristen. Ein Offizier fragt, ob sie auf Befehl schießen wollen? Keine Antwort!

Indessen wird die Stadt immer erregter. In der Kaserne der 81er gärt es!

Der Sturm bricht los!

Freitag den 8. November. Von 8 Uhr früh an läutet der Fernsprecher ununterbrochen. Man sieht die Revolution stündlich näherrücken. Sie ist da. Sie hat uns gepackt, hat uns erfaßt in ihrem wilden Sturm. Es wird einem taumelig, wie im Frühjahr, wenn die frischen, kräftigen Märzwinde wehen, deren Odem so würzig und scharf ist, daß es einem schwindlig im Kopf wird. Jawohl, die Revolution ist in Frankfurt und fordert die Herzen und die Sinne. Sie braust über die Dächer und tummelt sich auf den Straßen, sie neckt die Geheimräte und ängstigt die Generäle, sie kost die Massen und streichelt und lockt und listet. Fegt zornig in die Menschen, die sie nicht verstehen und sehen wollen, und lacht mit den Knaben und jauchzt mit den Frauen und stürmt mit den Männern. Da sitze einer auf der Redaktion und schreibe, wenn sich die Ackerschollen in Fruchtbarkeit aufkrümeln, wenn das Eis kracht und der Sturmwind das Alte zusammenfegt in den Schutthaufen. Es kribbelt in den Fingerspitzen, und wenn man jahrelang den Tag des Frühlings mit Worten herbeigesehnt, wenn man auf ihn seit Jugendgedenken gläubig gehofft, da bleibe einer in der Stube sitzen und registriere den Zeigerstand.

Jetzt sind Minuten Stunden und Stunden Tage!

Eine Meldung überstürzt die andere.

Tausend Gerüchte kommen und gehen, überhasten sich, und alle tausend sind unwahr, weil sie schon überholt sind von der Wirklichkeit. Hier will einer warnen vor Uebertreibung, und das Telephon straft ihn Lügen, weil selbst die Uebertreibung in zehnfacher Potenz die Wahrheit der folgenden Stunde ist.

„Hier Volksstimme!"

„Bitte schön, ist es wahr . . .?"

„Jawohl, es ist alles wahr!"

„Hallo!"

„Haben Sie schon gehört, in München soll heute nacht Aufruhr . . ."

„Nein! Wir wissen nur, daß Bayern eine Republik geworden ist."

„Der König hat abgedankt!"

Draußen auf der Straße werden Extrablätter verteilt. Ueberall stauen sich Menschenmengen. Die Ladentüren der Geschäftshäuser schließen sich nicht mehr. Verkäuferinnen in weißen Blusen stehen halb auf der Straße und gucken neugierig von einem Ende zum andern. Aufsicht scheint es keine mehr zu geben. Bunt geht es in den Zigarrenläden her. Die Menschen sind leichtsinnig geworden. Kaufen Rauchmaterialien was die Taschen tragen und fragen nicht nach Geld und Preis. Alle Augenblicke hat der Händler einen Kasten leer und feuert ihn hinter sich in die Ecke. Auf dem Deckel war ein Bild des Kaisers. Einer hat es bemerkt und reißt seinen Witz.

11 Uhr!

„Bayern Republik" tönt es an allen Enden.

Die Welt steht Kopf! Die ersten Mittagszeitungen kommen. Sie bestätigen es. Nun jagt eine Zeitungsausgabe die andere. Jede mit neuen Telegrammen. So rasch drucken die Schnellpressen nicht, als der Zeitungsinhalt veraltet. Der Roman bleibt in den Blättern fort. Der deutsche Michel hat die Zipfelmütze heruntergerissen.

In der Redaktion wird's immer toller. Zu fünft, zu zehnt kommen die Bekannten und fragen und raten. Die Redaktion tagt in Permanenz! Die Gründung des Wohlfahrtsausschusses wird bekannt, der wie ein stiller Engel durch die Stadt gegangen ist und verschwunden war, noch ehe ihn jemand gesehen.

Die sozialdemokratische Partei hat für Sonntag eine Riesendemonstration im Zirkus Schumann geplant. Wendel soll sprechen. Die Versammlung wird bereits Samstag mittag 12 Uhr stattfinden. Auf der Straße sammeln sich die Soldaten in großen Trupps. Einer schlägt den anderen zum Revolutionär, indem er ihm die preußische Kokarde herunterreißt und sie mit dem Stiefelabsatz zertritt wie eine eklige Fischblase. Da drüben geht noch einer mit einer Kokarde.

„Lands, komm her."

Der Ahnungslose spürt plötzlich einen Windhauch über dem unbedeckten Schädel, er sieht die Operation

an seiner Mütze, begreift, lacht, freut sich und schließt sich dem Haufen an. Die Bayern der Flakabteilung sind ausgelassen wie junge Dachse und fühlen sich besonders stolz als junge Republikaner gegenüber den königlich preußischen Sandhasen und Artilleristen.

4 Uhr in der Redaktion.

Die fünfte Sonderausgabe erscheint. Das Zimmer ist zum Brechen voll. Die Stühle reichen längst nicht mehr aus. Einer sitzt auf dem Papierkorb und bricht ein. Auf den Pulten sitzen sie, auf den Schubladenecken, und alle drei Minuten ist Platzwechsel. Alle drei Minuten springt alles wie auf Kommando in die Höhe, rennt durch die Stube, durchmißt sie, indem sie die Füße einen vor den andern setzen und die Schritte zählen, und dann sitzt wieder alles, aber jeder auf einem anderen Platz. Inzwischen rast das Telephon weiter, der Schädel summt und alle Glieder zucken.

Schwere Schritte hallen auf dem Flur. Eine Abordnung von 400 Bayern aus der landwirtschaftlichen Halle. Sie bitten um Rat. Sie wollen nach Hause, weil sie Republikaner seien und nichts mehr im Königreich Preußen zu tun hätten. Nun fahre aber kein Schnellzug nach München, was da zu machen sei. Wir bitten sie, noch einen Tag in Frankfurt zu bleiben, denn heute abend ginge es auch in Frankfurt los, wozu jeder Mann gebraucht werde, besonders solch stramme, bayerische Republikaner. Das war den Leuten noch lieber. Wenn sie nur etwas zu tun bekamen. Denn in Bayern Revolution und Republik und untätig in Frankfurt sitzen, das halte einer aus! Wir bitten die Leute, in der Kaserne zu bleiben und sich auf die Wahl der Soldatenräte vorzubereiten, die heute abend stattfinden solle.

Nun aber los! Gegen fünf Uhr ritten drei Reiter zum Tore hinaus: der kommandierende General und zwei Begleiter. Zum Generalkommando aber zogen fünf andere. Fünf Mitglieder der sozialdemokratischen Partei: Groger, Harris, Kirchner, Wendel und der Schreiber dieses. Es war, als hätte man uns dort schon erwartet. Unser Sprecher erläuterte kurz die Situation.

„Herr General, wir verlangen die sofortige Wahl der Soldatenräte."

„Ich stehe zu Diensten!"

Der General zu seinem Adjutanten: „Herr Major, geben Sie sofort Befehl an das Garnisonkommando, daß heute abend 9 Uhr bei allen Truppenteilen Soldatenräte gebildet werden. Die Mannschaften versammeln sich um diese Zeit in den größten Räumen ihrer Kasernen und Unterkunftsorten."

Der Major notiert, wiederholt den Befehl und geht ab.

Der General: „Was wünschen Sie noch meine Herren?"

„Wir brauchen ein Automobil."

Der General: „Herr Hauptmann, bestellen Sie bitte einen Kraftwagen!"

Und so geht es fort, als hätte der Generalstab nie etwas anderes als revolutionäre Anordnungen getroffen.

Das war die Kapitulation des Militarismus in Frankfurt.

Die Wahl der Soldatenräte.

Die Stunde werde ich nicht vergessen, als ich am 8. November 1918, Glockenschlag 9 Uhr des Abends, das Kasernentor der 81er mit zwei anderen Genossen durchschritt. Ein Offizier empfing uns und brachte uns zum Versammlungslokal, das jenseits des Kasernenhofs lag. Wie oft sind wir in Uniform, als preußische Soldaten, durch die Kasernenräume geschritten, wie oft auf dem Hofe zum Appell oder Exerzieren angetreten! Wieviel zertretene Menschenwürde liegt auf diesem Sand, wieviel „Schweinehunde“ und Flüche sind an diesen Mauern aufgestiegen! Diese symbolischen Mauern, hinter denen siebzig Millionen Menschen zu einem Volk von Dienern und Knechten erniedrigt wurden, hinter denen der Militarismus in jedes heranwachsende Geschlecht hineingetrommelt und hineinmarschiert wurde, daß es kein Gefühl mehr hatte für die Würde des freien Mannes und die Gleichheit alles dessen, was Menschenantlitz trägt. Diese Mauern, hinter denen jedes freie Wort verpönt war und hinter denen das Kanonenfutter geschaffen wurde für den Weltkrieg. Und jetzt gingen wir in dunkler Nacht über diesen Hof und brachten die Freiheit mit und wollten das Ende des Militarismus verkünden.

Träumten wir?

Kam nicht aus irgendeiner Ecke ein Schrei: „Scheren Sie sich weg; Feldwebel, lassen Sie den Mann abführen!“ Nichts von dem! Wir gingen zur politischen Versammlung, zur Wahl der Soldatenräte.

Der Spuk ist aus.

Es lebe der Sozialismus!

Auf der Treppe zum Wahlraum standen einige Soldaten, die sofort hineinstürmten, als sie uns sahen. Der begleitende Offizier deutete auf die Türe und verabschiedete sich mit dem Bemerken, er habe ja keinen Zutritt, und er war froh, sich verdrücken zu können. Er scheint kein gutes Gewissen gehabt zu haben.

Und jetzt hinein.

Wir sind im Instruktionszimmer.

Diesmal gibt es andere Belehrung. Die Stube ist durch eine Petroleumlampe spärlich erleuchtet. Ein Tisch das ganze Möbel und um ihn herum bis an die Wände stehen dicht gedrängt, Kopf an Kopf, die Mannschaften.

Tiefe Stille! Kein Wort!

Alle lauschen und warten.

Ob der Raum noch seine alte, niederdrückende Wirkung ausübte, ob das Neue noch allzu unfaßbar ist? Genug! Als einer meiner Begleiter die Versammlung eröffnet und ich den Tisch besteige, um meine Ansprache zu beginnen, würgt mir etwas im Hals, was nicht hinuntergehen will, ich presse mich mit aller Kraft zum Anfang. Die Worte stocken, und erst als ich die Anwesenden darauf hingewiesen habe, wie schwer es mir diesmal sei, zu reden, bei all den Gefühlen, die mich bestürmen, der ich selbst jahrelang das Joch des Militarismus und sogar in diesen Räumen getragen habe, dann erst wird es mir leicht. Mir ist es, als stecke ich in einem Nebel. Ich sehe Köpfe und Uniformen, sehe die Lampe und den Schatten, sehe im Hintergrund die Menge, und es ist, als wären keine Wände mehr und die Menge wachse ins Ungemessene; der dunkle Hintergrund wird zum Tunnel, und immer neue Scharen drängten aus ihm heraus. Schlag mich einer tot, ich weiß nicht, was ich alles gesagt habe. Mitten in meiner Rede habe ich plötzlich die Schluchten von Verdun vor mir gesehen, den Vaux-Teich mit den Tausenden von Toten, die alle heraufkamen und lebendig wurden und zuhörten. Ich weiß nicht, ob ich von jenen gesprochen, ob ich ein ähnliches Bild gemalt habe. Erst als der Beifall den Saal durchzittert und ich wieder auf dem Boden bin, fühle ich meinen Körper wieder und weiß, daß ich geendet habe.

Der Versammlungsleiter eröffnet die Diskussion. Als erster erhält das Wort Gefreiter S t i c k e l m a n n, der in der Frankfurter Bewegung unvergessen bleiben wird. Hier sah ich ihn zum erstenmal. Ein Hüne, der alle um Haupteslänge überragt. Er springt mit gleichen Füßen auf den Tisch, streckt die Arme aus, will reden und würgt und würgt und bringt keinen Ton heraus. Dann ballt er die Fäuste, der Schaum tritt ihm vor den Mund, seine Augen quellen aus dem Kopf und ein unartikulierter Schrei preßt sich zwischen den Zähnen hervor und der

Riese dort oben beginnt zu weinen wie ein Kind. Mit dem einzigen Schrei, den er ausgestoßen, ist der jahrelange Zorn, die Unterdrückung und die verletzte Würde eines stolzen Menschen hinausgegangen, als sei es das Gestöhn von Millionen Gleichgesinnter gewesen; die Anklage eines ganzen Volkes. Alle haben erschüttert dieses stumme Spiel gesehen, dieses Drama. Einige weinen. Mir selbst zieht es kalt über den Rücken. Jetzt, nachdem er innerlich gelöst ist, schleudert Stickelmann halbe Sätze in den Saal, Anklagen und Rache. Als er nach einigen Minuten fertig ist, herrscht wieder tiefe Stille.

Jetzt kommt ein Zivilist. Ein Anhänger der „Unabhängigen Partei", der nach uns mit einigen Anhängern die Kaserne betreten hatte. Er schimpft in wilden Tönen auf die alte Partei und bringt tiefe Mißstimmung in die Versammlung. Nach ihm redet einer meiner Parteifreunde. Der Unabhängige erwidert. Mich packt der Ekel. Ich hätte nie geglaubt, daß es in einer solchen Stunde Leute gäbe, die, statt zur Einigung zu mahnen, auch jetzt noch eine Kluft im Volk aufreißen wollen. Ich sehe das ganze Werk gefährdet, der Ekel steigt mir in die Kehle. Ein Vizefeldwebel spricht. Er bekennt sich zur „U. S. P.", will aber jetzt nichts mehr von Parteistreit hören und mahnt zur Vernunft. Die Versammlung applaudiert. Der Sprecher war Reinhardt. Seine Worte geben mir neue Hoffnung. Ich erhalte das Schlußwort, achte die Ueberzeugung des Gegenredners, verlange jedoch, man müsse jeden Streit begraben, sonst begehe man ein Verbrechen am Volk. Die Soldaten stimmen freudig zu. Eine provisorische Wahl wird vorgenommen, am nächsten Morgen sollen im Beisein aller Regimentsangehörigen die Soldatenräte endgültig bestimmt werden.

Die Versammlung ist beendet.

Hundert Fragen werden noch an uns gerichtet; ein Militärbeamter will wissen, ob er morgen noch die Lebensmittel für die Küche ausgeben darf.

Als wir die Kasernen verlassen, ziehen die „Unabhängigen" schimpfend hinter uns her. Das war die Soldatenratswahl im I. Kurhessischen Inf.-Regt. Nr. 81.

Die Revolutionsnacht!

> Ja, gibt der greise Knecht die Zölle
> Dem Laster frei,
> Dann sei der Jugend Glut die Hölle
> Der Tyrannei!
>
> Georg Herwegh (1841).

Jacta est alea! Der Würfel ist gefallen!

Das ist die Befreiungsnacht vom 8. auf 9. November 1918. Ringsum lohen die Wachtfeuer der Revolution. Hell erleuchtet sind die Straßen und Plätze der Stadt wie seit vier Jahren nicht mehr. Aufgelöst ist die alte Ordnung. Ueberall gärt's und brodelt's. Es zischt, Blasen steigen auf. Es ist etwas im Werden. Die Brust atmet frei!

11 Uhr abends!

Die Straßen werden nicht leer. Immer neue Scharen ergießen sich in den Bahnhofsplatz. Dort steht einer mitten in einem Haufen, er steigt auf den Absatz eines Laternenpfahles, hält sich mit der einen Hand fest und spricht. Leuten, denen man es ansieht, daß sie noch nie im Leben eine Rede gehalten, löst sich die Zunge, und vom Feuer durchglüht, begeistern sie die Menge. Dort hört man den hundertstimmigen Ruf: es lebe die Republik, es lebe die Freiheit, hoch, hoch, hoch, und der Ruf pflanzt sich fort durch die Kaiserstraße und das Echo kommt zurück von der Hauptwache. Die Straßenbahnen sind ungewohnt leer. Eben springt einer ab, mitten in den Haufen hinein und redet. Von der entgegengesetzten Seite her wälzt es sich bataillonsweise, die ganze Straßenbreite füllend. Vornweg zwei Matrosen, Arm in Arm, rechts und links die ganze Reihe angehängt. Soldaten, Arbeiter, Kaufleute, Junge, Alte, dazwischen Frauen, hochrufend und Freiheitslieder singend. Sie kommen von Preungesheim, wo sie Gefangene befreit haben. Manch Unwürdiger ist mit herausgekommen; was gilt's. Es ist auch schon manch Unschuldiger gehängt worden. Der Zug schwillt und schwillt, am Bahnhof hängt sich ein ganzes Regiment an. Drüben spricht wieder einer. Neuer Zustrom. Ein großer Haufe kommt aus dem Bahnhof mit

einem Matrosen an der Spitze. Es ist **Malang**, einer der ersten, die von Kiel gekommen waren. Am Bismarckdenkmal hält er eine Ansprache:

„Kameraden, wir wollen nur die Freiheit, aber keine Unordnung, und wer plündert, wird erschossen!“

„Bravo!“

Unter Hochrufen wälzt sich der Zug zum Gefängnis in der Hammelsgasse. Der Pförtner öffnet. Ein Aufseher übergibt Malang die Gefangenenliste.

„Politische Gefangene sind hier keine?“

„Nein!“

„Dann ist's gut! Andere werden nicht freigelassen.“

Das Telephon klingelt! Malang nimmt den Hörer ab:

„Wer dort?“

„Hier erster Staatsanwalt . . . . Mir wird soeben gemeldet, in der Hammelsgasse sammeln sich große Menschenmengen, um die Gefangenen zu befreien. Ein Soldatenrat, oder wie sich das Zeug nennt, soll der Anführer sein. Lassen Sie niemand raus.“

„Hier ist alles in bester Ordnung, Herr Staatsanwalt. Diebe werden keine freigelassen. Wir sind der Soldatenrat, Matrose Malang!“

Eine Antwort hat Malang nicht mehr bekommen. Es bleibt totenstill im Apparat.

Weiter geht's zur Flak-Ersatz-Abteilung in die Landwirtschaftliche Halle. In der Mitte steht eine große Tribüne. Malang springt hinauf und redet wieder. Um ihn herum Schreien und Toben. Jeder protestiert und die Unklarheit läßt nichts zu wünschen übrig. Allmählich wird es einem ganz dumm im Schädel.

Hüttmann erscheint im großen Schlapphut. In seiner ruhigen und würdigen Art mahnt er zur Ruhe und Ordnung. Ein kleiner Mann unterstützt den Redner. Es gelingt Ruhe zu schaffen und die Anwesenden ordnen sich zu einem Umzug durch die Stadt. Es geht über die Zeil, wobei hie und da eine Fensterscheibe auf dem Altar der Revolution sterben muß. An jeder Straßenecke stehen Menschenhaufen, aus denen ein Sprecher hervorragt. Der Zug schwillt lawinenartig an. Hüttmann lenkt ihn zum „Hotel du Nord“, wo die „Unabhängigen“ tagen. Etwa fünfzig Soldaten verschwinden in den Gasthof. An

der Türe steht einer und mahnt zur Geduld, bis die Soldaten wiederkämen. Es wird bekannt, daß drinnen der Arbeiter- und Soldatenrat tagt!

Ein langer, schmaler Unteroffizier von der Flak fragt: „Wer hat ihn gewählt?“ „Die unabhängige Parteileitung“ ist die Antwort. Darauf redet der Frager auf die Umstehenden ein. Es gäbe doch auch noch eine große sozialdemokratische Partei. Ob diese nichts mitzureden habe. Aus dem Hintergrund ruft einer: „Ei geh doch enei un sag's dene!“

Dem langen Flakmensch leuchtet dies ein. Jetzt noch ein Unbekannter, einer aus der großen Masse, sollte sein Name wenige Stunden später in aller Mund sein: **Moser**!

Drinnen im Saal spricht gerade **Dißmann**, als Moser eintritt. Der glänzende Organisator und Führer der Frankfurter U. S. P. predigt Organisation und läßt vor den Zuhörern die Schönheit der Demokratie und Freiheit erstehen.

Moser verweist auf das Fehlen der Mehrheitssozialisten.

Dißmann: „Die Massen stehen hinter der Unabhängigen Partei!“

Moser macht darauf großen Spektakel und spaltet die Versammlung in Zivilisten und Soldaten.

„Wir Soldaten haben mit keiner Partei etwas zu tun. Wir bleiben für uns. Auf, Kameraden, hinaus!“

Die Soldaten verlassen mit Moser den Saal.

Draußen setzt sich wiederum ein Zug in Bewegung. Plötzlich schnellt der Ruf in die Höhe: „Zum Frankfurter Hof!“ Und als sei dies das erlösende Wort, das der ganzen Bewegung Inhalt und Ziel gegeben hätte, schreit alles: „Frankfurter Hof“, die Begeisterung loht wieder auf, schneller geht es vorwärts bis zum berühmten Hotel am Kaiserplatz. Die Spitze des Zuges biegt in die Bethmannstraße. Das Portal liegt im Dunkel. Drinnen ertönt die elektrische Schelle. Noch einmal! Ein Portier erscheint und öffnet. Kurze Verhandlung. Die Festung ergibt sich.

Einzug der Spitze!

Zwei Posten werden an die Türe gestellt. Die Masse bleibt draußen. **Reinhardt** erscheint. Mit **Stitz**

und Düwell werden die ersten Maßnahmen getroffen. Es werden Leute gebraucht. Ordonnanzen, Bereitschaft und Wachen. Matrosen und Soldaten ordnen sich willig unter.

Es ist drei Uhr früh.

Draußen in der Stadt ziehen immer noch Scharen umher. Doch es ist ruhiger geworden. Die Leitung der Unabhängigen läßt die Zeitungen besetzen und verkündet die Vorzensur. Die Mannschaften der Festhalle schließen sich der Revolution an.

Heil und Sieg!

Kurz und schmerzlos hat sich die Umwälzung vollzogen. Während der brave Bürgersmann auf weichem Pfühl sanft in den jungen Tag hineinträumt, ist die Freiheit in die Stadt eingezogen. Einige junge Soldaten haben das Ruder in der Hand. Noch ist alles im Werden. Hie und da sieht man jedoch eine Insel auftauchen und wieder verschwinden. Wenn es hell sein wird, und die Bewohner den Schlaf aus den Augen reiben, werden sie sehen, daß die alten Gewalten gestürzt sind und das rote Banner lustig im Winde weht.

Das Revolutionstribunal

Wir schreiben den 9. November 1918.

Die Nacht liegt hinter uns wie ein wilder Traum. Die Arbeit ruft! Wir eilen zur Redaktion und können die Wahrheit nicht fassen. Stiller noch wie sonst ist's auf dem Großen Hirschgraben. In tiefer Ruhe liegt Goethes Geburtshaus. Am Eingang zur „Volksstimme“ stehen zwei Soldaten mit Gewehr bei Fuß.

„Halt!“ „Hier darf niemand hinein!“

„Ich bin Redakteur!“

„Gerade Sie nicht!“

„Wer hat den Befehl gegeben?“

„Der Soldatenrat.“

Arbeiter und Angestellte der „Volksstimme“ kommen, sie dürfen das Haus nicht betreten und müssen auf der Straße warten.

Aus dem Hofe kommt einer meiner Kollegen, von einem Soldaten begleitet.

„Wo ist der Soldatenrat?“

„Im Frankfurter Hof!“

„Gehen wir zum Frankfurter Hof!“

An der Ecke kaufe ich eine „Frankfurter Zeitung“. Zweites Morgenblatt. Auf der dritten Spalte ist ein großer weißer Fleck. Ich überfliege den Inhalt: Aha! Unser Bericht, den wir in der Nacht über die Wahl der Soldatenräte ausgearbeitet und den Zeitungen übergeben hatten, ist herausgestochen. Mir ist alles klar. Hier haben die Unabhängigen ihre Spuren hinterlassen. Es soll niemand wissen, daß die Mehrheitspartei schon am Freitag abend gearbeitet hat.

Den Posten am Frankfurter Hof nennen wir unsre Namen. Wir werden durchgelassen. Drinnen verlangen wir den Präsidenten zu sprechen.

„Warten Sie hier!“

Wir setzen uns im Schreibzimmer auf ein Sofa und haben Muße, den Betrieb anzusehen.

Wild genug und erschreckend sieht es aus. Infanteristen, Artilleristen und Matrosen wirbeln bunt durcheinander. Alles junge Leute in den zwanziger Jahren.

In der Mitte des Raumes stehen drei Maschinengewehre. Daneben liegt Munition, die durch neuankommende Soldaten ständig vermehrt wird. In allen Ecken stehen Bündel Gewehre. Auf den Tischen liegen Revolver aller Kaliber. Nebenan sitzen sieben, acht Infanteristen, mit dem Gewehr im Arm und umgeschnallten Patronentaschen. Sie haben einen großen Haufen Tassen vor sich stehen und füllen sie aus einer mächtigen Kanne mit Kaffee. Zwischen den Tassen liegen zwei, drei halbe Laib Brot, von denen die Hungrigen mit langen Dolchen dicke Scheiben abschneiden und mit Marmelade bestreichen. Ich habe seit Freitag früh nichts gegessen und spüre einen mächtigen Hunger.

„Lands, kann man eine Tasse Kaffee mittrinken?"

„Aber sicher," sagt einer im rheinischen Dialekt und reicht mir eine Tasse.

„Schenk Dir nur ein; hier ist auch Brot!"

Ich frühstücke mit und reiche dann Zigaretten herum.

Währenddes tauchen immer neue Gesichter auf. Wer von draußen kommt, bringt neue Gerüchte mit, wer eilends hinausgeht, trägt eine ernste Miene zur Schau. Gewiß, es sind alles junge Menschen, die aber in der Nacht zu Männern geworden sind. Wo kommen sie nur alle her, die so sicher auftreten? Keiner kennt den anderen und doch reden sie sich alle mit „Du" an. Irgend etwas hat sie zusammengeschweißt: das Geschehen der Nacht. Jeder hat irgendwo etwas getan, seinen Teil zum Ganzen hinzugetragen. Ohne einen Plan und ohne daß einer vom anderen etwas wußte, haben sie doch alle gehandelt, als ginge es von einer einzigen Zentrale, als führten sie Befehle aus. Auf jedem Gesicht liegt Stolz und Verantwortungsgefühl. Von keinem gerufen waren sie dennoch alle da, die etwas zu tun und zu raten wußten. Das große Werk hat sie alle zu Herrscher und Diener in einer Person gemacht, hat die verschiedensten Menschen mit den verschiedensten Charakteren und Veranlagungen zu einem einzigen Organismus verbunden. Eben waren sie das Joch des Militarismus los und zu freien Menschen geworden und schon recken sie alle Glieder in der jungen Freiheit. Die besten Fähigkeiten, die sie in den 4½ Jahren nie gebrauchen konnten, jetzt drängen sie

an den Tag, und die ohne Kommando kein Bein vor das andere setzen durften, sie entwickeln fabelhafte Organisationsfähigkeiten und Kenntnisse, die sie weit über ihr Alter hinausheben. Preußischer Militarismus! Verblendeter! Was hättest Du aus diesem Volk herausholen können!

Im Schreibzimmer des Hotels und in den anstoßenden Räumen geht es geschäftig hin und her. Man wähnt sich im Hause eines Generalstabs.

„Reinhardt!" ruft einer. Der Angeredete wendet sich kurz um. Es ist ein junger Vizefeldwebel der 81er mit zwei Ordensbändern auf der Brust.

„Von Offenbach ist ein Bataillon gegen uns im Anmarsch!"

Alles springt auf und eilt zu den Gewehren. Reinhardt winkt Ruhe! In drei Sätzen hat er seine Anordnungen getroffen: „Die Landstraße wird besetzt. Maschinengewehre gehen mit. Außerdem werden alle Züge von Offenbach im Hauptbahnhof abgefangen."

Draußen auf der Straße formen sich die Reihen. Einer hat das Kommando. Züge werden eingeteilt, die nach verschiedenen Richtungen abgehen.

Drinnen ist es fast leer geworden. Dißmann geht auf und ab. Moser rennt an ihm vorbei. Er gibt Befehle und Anordnungen, die scharf und gebunden klingen, die freudig erwartet und noch freudiger ausgeführt werden. Eben erhält Grönke, ein junger Marinebeamter, der schon am Abend in der Kaserne der 81er zugegen war, den Oberbefehl über die Frankfurter Truppen. Von Hanau und Homburg sollen Regimenter gegen Frankfurt anmarschieren.

Die Soldaten, die vor wenigen Minuten gegen Offenbach aufgeboten waren, kommen stürmisch zurück und schwingen die Gewehre.

„Latrinenbefehl. Die Offenbacher haben sich der Revolution angeschlossen!"

„Hurra!"

Das geht alles in wenigen Minuten vor sich; schneller als man es erzählen kann. Die Bilder rollen vorbei wie in einem Kino.

Eine Viertelstunde ist vergangen; eine halbe. Wir warten noch immer.

Der Posten vor dem anstoßenden Rauchzimmer wehrt Neugierige ab. Eine Ordonnanz wird durchgelassen. Die Türe öffnet sich spaltbreit, man sieht flutende Helle und die Türe ist wieder zu. Breitbeinig pflanzt sich wieder der Posten davor. Moser eilt heraus, ruft etwas in die Halle und verschwindet hurtig. Was mag er nur für ein Amt haben? Adjutant? Drinnen müssen wichtige Dinge geschehen! Könnte man nur einmal hineinsehen. Dort tagt sicher das Revolutionstribunal. Man wagt gar nicht, nach den geheimnisvollen Männern zu fragen, die hinter der Türe den Blicken entzogen sind. Geduld! Wir werden sie ja sehen. Die Neugierde und ein gewisser Schauer steigen auf. Man erinnert sich an Schilderungen aus der großen französischen Revolution, und malt und malt Bilder.

Das Sitzen wird mir zu langweilig. Ich gehe an die Türe heran. Wenn sie sich jetzt öffnet, kann ich vielleicht einen Blick hinein werfen. Jemand klopft mir auf die Schulter.

„Sie sind ein Herr von der „Volksstimme"?"

Ich drehe mich um. Es ist Moser!

Er schiebt den Posten beiseite und zieht mich in das geheimnisvolle Zimmer. Fast hätte ich laut gelacht. Ein riesiger Raum, in dem einige Klubsessel bunt durcheinander stehen. In der Ecke eine Anzahl Karabiner, ganz vorn ein Rednerpult und darauf stehen in Reih und Glied wie Orgelpfeifen eine Batterie leerer — Selterswasserflaschen. Sonst ist es leer im Saal, gähnend leer, keine Menschenseele ist zu sehen. Das war das gefürchtete Revolutionstribunal.

Mit kurzen Worten erklärte mir Moser die Lage. Er und Reinhardt seien die Präsidenten. Die Unabhängigen suchten das Heft in die Hand zu bekommen, denn sie hätten „die Revolution gemacht" und einen Arbeiterrat „gegründet". Mitten im Verhandeln mußten sie jedoch einsehen, daß ihnen jede revolutionäre Macht fehle, die nur die Soldaten besaßen und die sich diese nicht entreißen lassen wollen. Moser berichtete mir noch, er brauche zwei politische Sekretäre. Einen habe er in

dem unabhängigen Genossen Schott. Ob ich der zweite sein wolle?

Von einem Verbot der „Volksstimme" weiß Moser nichts.

Eine Ordonnanz holt Moser weg. Ich folge in das Schreibzimmer. Dort steht mein Kollege.

Moser erzählt ihm dasselbe wie mir. Wir beratschlagen uns kurz. Ich bleibe, zünde ein Licht an und errichte mein Bureau an einem von drei Glasscheiben begrenzten Schreibplatz.

Die Zensur.

Meine erste Arbeit ist die des Zensors.

Im Vorraum warten Vertreter des „General-Anzeigers", der „Volkszeitung" und der „Frankfurter Zeitung". Es kostet mich Ueberwindung, die Blätter zu zensieren. Die Männer der Presse drängen jedoch. Es muß sein. Los! Der Herr von der „Volkszeitung" bittet, zuerst an die Reihe zu kommen, der „General-Anzeiger" sei ohnedies eine schwere Konkurrenz und wenn die „Volkszeitung" nicht bald in Druck gelange, könne man sie nicht mehr den auswärtigen Abonnenten zustellen. — Gut!

Ich entschuldige mich zunächst, daß ich den verfluchten Zensor spielen müsse und bedeute den Herren, in welchem Sinne ich mein Amt ausüben wolle. Für mich gäbe es nur eins: alles zu tun, um die in zwei Lager gespaltene Arbeiterschaft wieder zusammenzuführen. Deshalb: „alle Nachrichten fett, die aus irgend einem Ort den Zusammenschluß der sozialdemokratischen Parteien melden. Alle gegenteiligen Berichte müssen zunächst unterdrückt werden, damit den Frankfurter Unabhängigen keine Handhabe zur Nachahmung gegeben wird. Ebenso darf nichts über etwa erfolgreiche gegenrevolutionäre Bewegungen in die Presse gelangen, die vielleicht in Frankfurt ähnliche Gelüste und unnützes Blutvergießen zur Folge haben können. Im übrigen drucken Sie was Sie wollen!"

„Volkszeitung" und besonders der „General-Anzeiger" schütteln mir gerührt die Hand. So milde haben sie sich die Revolution doch nicht vorgestellt. Besonders der Letzte kann sich gar nicht genug bedanken. Er muß ein besonders schlechtes Gewissen haben und erkundigt sich immer noch einmal, ob er das darf und jenes. Der „Volkszeitung" muß ich allerdings manchen Artikel streichen. Sie lebt noch in der alten Zeit und hat Telegramme, in denen noch von Kieler Aufrührern gesprochen und Schauermären erzählt werden. Dazwischen liegt jedoch die Nacht vom 8. auf 9. November, was wohl der Kollege übersehen hatte.

Standhaft wie immer bleibt die „Frankfurter Zeitung". Sie verzichtet lieber auf den gewohnten Leitartikel als sich Vorschriften machen zu lassen.

Auf meinem Platz häufen sich die Telegramme, die Soldaten von der besetzten Post gebracht haben. Unzensiert darf nichts aus Frankfurt hinausgehen; ebensowenig sollen Telegramme ausgetragen werden, die nicht geprüft worden sind. Du lieber Himmel! Wer weiß, was das nicht alles für schreckliche gegenrevolutionäre Aufforderungen sind, wenn ein Ferdinand nach Mainz telegraphiert:

„Sophie erwarte Dich 2 Uhr 40 Bahnhof!"

Oder wenn die Firma Bleidenstein aus Hannover vier Stück Kattun bestellt. Gefährlicher ist schon:

„8415/855 gr. hg. nachrchef 2788/11 8 r = akonach 19 = zu dort i/6616: mit freigabe einverstanden."

Was mag aber hinter folgendem stecken:

„Zu deinem heutgen wiegenfeste wünsch ich dir das allerbeste, ludolf, kann auch rudolf heißen!"

Was soll man tun? Die militärischen Drahtnachrichten bleiben vorläufig zurück, die von Privatpersonen gehen weiter. Soll die Revolution ein Brautglück zerstören und Ferdinand vergebens auf seine Sophie warten lassen? Und daß Sophie ein Maschinengewehr sei, ist kaum anzunehmen.

Der neue Polizeipräsident.

Moser: „In fünf Minuten mußt Du mir vier Vorschläge gegeben haben:

Der Polizeipräsident ist verhaftet. Er weigert sich, in den Dienst der Revolution zu treten. Wen machen wir zu seinem Nachfolger?

Der Oberbürgermeister kommt. Was soll mit ihm geschehen?

Wie lösen wir die Ernährungsfrage?

Wer übernimmt das Wolffsche Telegraphenbureau?"

Ein Bekannter taucht neben mir auf.

„Holen Sie sofort Sinzheimer, Gräf und Wendel!"

Einem früheren Vorgesetzten von mir, Leiter der Lazarette des XVIII. A.-K., schicke ich meine Visitenkarte und bitte ihn, in den Frankfurter Hof zu kommen.

Es ist 8 Uhr früh.

Der allgewaltige Polizeipräsident Rieß v. Scheurnschloß sitzt unter Bewachung in einem Hotelzimmer des Hauses.

Mittlerweile erscheint der Oberbürgermeister. Wir verhandeln mit ihm. Er erklärt sich bereit, die Geschäfte der Stadt weiterzuführen. Ebenso bürgt er für seine Beamten.

Der Vorstand der Lazarettabteilung kommt. Er ist als vortrefflicher Organisator bekannt und berühmt in der Lebensmittelversorgung. Er selbst kann das schwierige Amt nicht übernehmen. Dafür stellt er seinen ersten Beamten, Herrn Stauß, zur Verfügung. Und während sich vor dem Hotel die Menschen stauen, das Haus selbst voll Soldaten und Zivilisten wimmelt, die wie ein Bienenschwarm durcheinander summen, während immer neue Munitionsmengen herangeschleppt werden, Befehle durch die Luft schwirren, Wachen ermüdet in die Sessel fallen, Ablösungen gesucht werden und aufmarschieren, dort am Tische Verhandlungen gepflogen, und hier und da, und dieser eine Meldung bringt und jener auf Antwort wartet und Telephone klingeln und von draußen die Rufe der Menge hereindringen, die Ankunft des stellvertretenden Generalkommandos angezeigt und mitten

in all dem Lärm und Treiben die wichtigsten Posten verteilt und in drei, vier Minuten besetzt werden, sitzt Moser mit den Lebensmittelverteilern an einem Tisch, der wie eine Insel im brandenden Meer erscheint, und regelt die Verpflegung der Stadt und der Garnison.

W e n d e l erscheint, dem das Wolffsche Telegraphenbureau übertragen wird. G r ä f kommt eine Viertelstunde zu spät; er wäre sonst Oberbürgermeister geworden. In der Ecke sitzt ein Polizeiinspektor und wartet auf Auskunft, was die Schutzmannschaft tun soll. Neben mir entsteht ein langer Schatten. Es ist S i n z h e i m e r. Er ist aus dem Bett geholt worden.

„Wollen Sie das Polizeipräsidium übernehmen?"

„Gewiß!"

„Moser, hier ist Genosse Dr. Sinzheimer, er soll Polizeipräsident werden!"

„Sehr schön, Herr Doktor!"

Moser schreibt schnell den Ausweis. Sinzheimer steckt ihn in die Westentasche, stürmt fort, setzt sich in die Straßenbahn, fährt für zehn Pfennig zum Präsidium und übernimmt die Geschäfte.

Zum Polizeiinspektor in der Ecke:

„Herr Inspektor, gehen Sie, bitte, zum Präsidium, dort erhalten Sie Auskunft vom neuen Polizeipräsidenten Dr. Sinzheimer!"

Auf der Straße.

Ein Verkehr wie an einem Festtag der Friedenszeit! Unaufhörlich flutet es hin und her. Die Bürgersteige sind von den Menschen überschwemmt. Sie können den Strom nicht mehr fassen, der sich über den Fahrdamm ergießt. Arbeiter, die von auswärts in die Fabriken kommen, tragen ihre blauen Kännchen in der Hand und den gefüllten Brotbeutel. Heute gibt es keinen Hunger. Die Freude macht übersatt. Dort zieht ein Trupp Junger mit einer roten Fahne, lebhaft begrüßt. Es ist eine herzliche Freude in den Menschen. Sie schreiten leichter dahin. Der Fuß federt. Die Luft ist leicht und frisch. Man atmet wohllüstig. Die Stadt und die Häuser und die Menschen haben ein ganz anderes Aussehen. Es liegt wieder ein Plan und ein Ziel in der Arbeit und selbst im Nichtstun, das als eine Ruhepause erscheint vor dem Beginn des neuen Werkes.

Die ersten Bekanntmachungen erscheinen. Begierig stürzt sich alles drauf und liest; einmal, zweimal, dreimal.

Die Buchstaben prägen sich fest ins Gehirn. Jawohl, es ist kein Traum, es ist wahr. Zeitungsverkäufer verkünden die Abdankung der Hohenzollern. Wie ein fauler Witz mutet die Nachricht an. „Jetzt, wo er froh sein muß, leben zu dürfen!"

Immer lebhafter, immer bewegter und immer freudiger wird es auf den Straßen. Das wogt und wiegt wie sanfte Wellen. Matrosen sieht man. Hunderte eilen hinter ihnen drein. Gibt es denn noch jemand, der kein Sozialdemokrat ist?

Am lustigsten sind die Soldaten. Sie schlenkern Arm in Arm einher. Grüßen keinen Offizier mehr, und treiben allerhand Allotria. Der Bahnhof ist über und über gefüllt mit Durch- und Abreisenden. Man sieht keinen Wachmann mehr mit Helm und Blechschild. Der Seitenausgang für Soldaten ist aufgehoben. Weit geöffnet sind alle Türen und kein Posten verweist mehr die Soldaten auf Umwege. Ueber der Eingangspforte wehen drei rote Fahnen.

An jedem Bahnsteig stehen Soldaten mit Gewehren, den Lauf nach unten. Wer hat sie hingestellt? Niemand weiß es. Doch wie Füchse lauern und spähen sie nach den einfahrenden Zügen. Ein Offizier kommt! Gleich ist er umstellt. Als stünde es in seinem Reisebefehl, hält er stumm eine Schulter nach der anderen hin, wie Sadisten stürzen sich zwei Soldaten mit ihren Taschenmessern auf die Achselstücke, ritsch-ratsch — ab. Bitte schön! Der Offizier steckt die Rangabzeichen in die Manteltasche, nimmt seinen Koffer und geht. An den Schultern zeugen die abstehenden Reihfäden von der soeben stattgefundenen Hinrichtung. Und das geht alles ohne ein Wort und mit der größten Höflichkeit und Hunderte von Männern und Frauen sehen und staunen.

Die Kaiserstraße speit immer mehr Massen in den Bahnhofsplatz. Im Zirkus Schumann ist die angekündigte Versammlung der sozialdemokratischen Partei. Vom Balkon spricht einer zu den vielen Hunderten, die drinnen keinen Platz gefunden haben. Hochrufe schallen und übertönen das Rollen der Straßenbahn.

Unser Auto bahnt sich nur unter größten Mühen und im Schneckengang durch. Ich fahre mit Reinhardt zum Garnisonlazarett. Geschlechtskranke seien dort ausgebrochen. Wir finden den Chefarzt in heller Verzweiflung. Die Kranken wollen nicht mehr gehorchen und entlassen sein. Verschiedene haben sich mit Waffen ausgerüstet. Von Zimmer zu Zimmer schreiten wir mit den Aerzten, deren Autorität neuaufzurichten. Mahnen, belehren und schimpfen und stellen die Ordnung wieder her. Freiwillig werden die Revolver und Gewehre herausgegeben; wir verweisen alle Wünsche an die Vertrauensleute, die gewählt werden sollen. Befriedigt fahren wir weg zum Städtischen Krankenhaus. Hier geht alles seinen gewohnten Gang. Die Landsturmwache tut ihren Dienst als wäre nichts geschehen. Hunderte von Fragen werden gestellt und beantwortet. Die Aerzte bedanken sich.

Die 63er wissen noch nicht, was sie tun sollen. Die Batterien sind im Kasernenhof versammelt. Schott und Malang stehen vor der Front. Malang hat den Karabiner im Anschlag. Der Kommandeur verlangt von dem Matrosen die Waffe. Ein kritischer Augenblick.

„Die Waffe gehört mir. Sie können sie nehmen lassen und ich werde sterben. Vorher aber ist der eine Leiche, der ankommt!“

„Lassen Sie mich zu den Mannschaften reden!“

Schott und Malang sprechen . . . . Die Soldaten sind gewonnen! Die Offiziere beugen sich den Tatsachen. Das Artillerie-Ersatzbataillon schließt sich der Revolution an.

Eine Station weiter. Gutleuthof! Hier sind von Unberechtigten vier Schafe und zwei Gänse geholt worden. Wir belehren den Verwalter und die landwirtschaftlichen Arbeiter, sich jedem Raub zu widersetzen. Keiner hat Recht oder Auftrag, Vieh zu holen. Eine Wache mit Maschinengewehren wird hier aufmarschieren.

Allmählich wird es uns kalt. Wir haben weder Mantel noch Kopfbedeckung bei uns. Einsteigen! Der Kraftwagen saust davon. Wieder in der Stadt! Noch mehr Menschen. Das meiste Gedränge herrscht um den Frankfurter Hof. Drinnen wartet ein Berg von Arbeit. Hinein!

Im Frankfurter Hof.

Rundum die Straßen abgesperrt; Soldaten, die die Neugierigen wegdrängen, die ununterbrochen am Revolutions-, ehemals Kaiserplatz, hin- und herfluten; Lastautos und Personenkraftwagen, jede Minute zur Abfahrt bereit; zwei Maschinengewehre am Eingang in die Bethmannstraße, daneben Munitionskasten; einige Dutzend Kinder, Männer und Frauen, die Einlaß begehren und von den Posten nach ihren Wünschen gefragt werden: das ist das Bild vor dem Hauptquartier des Soldatenrates. Ein Türflügel wird aufgerissen, ein Soldat stürmt heraus, springt in einen Wagen, der Führer kurbelt an, der Motor arbeitet, aus dem Ausbläser kommt eine weiße Rauchwolke, das Auto ist verschwunden.

Im Empfangsraum des Hotels wirbeln die Menschen durcheinander. In den Nischen sitzen Soldaten und Zivilisten und verhandeln in Hast und Drang. Bürger in Pelzmänteln und in Arbeiterkitteln; Offiziere stellen sich höflichst einem Gefreiten vor; dort am kleinen Tisch sitzen Redakteure, Arbeiterführer und Parlamentarier, die erregt beraten, einer davon wird weggerufen, noch einer, die Gruppe löst sich auf, verschwindet und findet sich nach einiger Zeit in einer anderen Ecke wieder. Ein Unteroffizier stürzt an einen Tisch, ihm folgt ein Artillerist, der Unteroffizier unterschreibt mit Bleistift einen Zettel, der Soldat nimmt ihn eiligst und jagt davon. Mitten im Gang stehen diskutierende Gruppen, Frauen, die in weinerlichem Ton sprechen, hier flüstert einer dem anderen etwas ins Ohr, ein Vorstandsmitglied wird sichtbar, alles stürzt auf ihn zu, er drängt sich hindurch, sucht jemand, antwortet auf zwei Dutzend Fragen, die gleichzeitig an ihn gerichtet sind, jetzt erwischt er jemand, den er schon lange gesucht, reißt ihn fort und im Gehen gibt er ihm eine Anweisung. Matrosen mit Waffen kommen eilends aus dem Hintergrund und drängen zum Ausgang. Maschinengewehre werden hinausgeschleppt, am Westhafen sind Plünderer, fort, fort. Draußen rattert ein Lastwagen davon, die Mützenbänder flattern und die Scheiben zittern! Einen Augenblick ist es still im Vor-

raum des Hotels, dann beginnt der Tanz von neuem. Es ist als wäre ein Preis auf das schnelle Sprechen gesetzt. Unaufhörlich hallt es aus der Telephonzentrale: „Hier Soldatenrat."

Vom Roßmarkt verlangt Schepeler militärischen Schutz, die Menge stürme ihm den Laden.

Im Hauptbahnhof werden sofort zehn Soldaten gebraucht.

„Wie lange haben die Soldaten Ausgang?"

Ein Proviantdepot will unverzüglich zwei Maschinengewehre.

Eine Wache ruft nach Ablösung, sie tue schon 36 Stunden Dienst.

Ein Mitglied des Achterausschusses wird von vier verschiedenen Stellen gleichzeitig gewünscht.

Ein Hausbesitzer aus dem Westend erbittet für heute nacht zwei Posten vor sein Anwesen.

Ein Bauernrat aus dem Westerwald benötigt eine halbe Kompagnie. Der Rat ist mit Totschlag bedroht worden.

Leipzig fragt, ob Frankfurt Verbindung mit der Schweiz habe.

In Kelsterbach ist das Munitionsdepot unbewacht.

Ein Gefangenenlager befürchtet Unruhen und will sofort Wachleute.

Ob Fulda zwei Autos haben kann?

Im Güterbahnhof liegen drei Waggon Mehl, die verschoben werden sollen.

In der Schnurgasse ist eingebrochen worden.

Frau Soundso wünscht einen Paß nach Holland.

Glückwünsche aus Stuttgart!

Alarm aus Berlin!

Ein Kinobesitzer will wissen, wie lange die Theater geöffnet seien?

Herr Sommer fragt, ob er heute abend bis zehn Uhr ausgehen darf, seine Tante habe Geburtstag?

„Hier Nachrichtenamt!"

„Hier Polizeipräsidium."

„Hier General-Anzeiger."

„Hat der Soldatenrat heute Sitzung?"

Und so geht es fort von früh bis spät und von spät bis früh. „Kabine drei," „Kabine eins," „nein hier,"

„Sie nicht, Herr Müller wird verlangt" und es ist ein ununterbrochenes Laufen und Stürzen zum Telephon, ein Rufen und Fragen und Bitten und Fluchen, daß es einem um und dumm wird.

Nebenan im Schreibzimmer liegen und sitzen und stehen die Wachmannschaften, die Tag und Nacht nicht aus den Kleidern kommen. In einem anderen Saal werden Straßenausweise ausgestellt und die Schreiber können sich der Hunderte von Personen kaum erwehren. Studenten erscheinen mit Couleurbändern und bieten ihre Dienste an. Aerzte, Kaufleute, Doktoren, Arbeiter, Professoren, Frauen, Soldaten, Dichter und Schauspieler. Alle mit Ratschlägen und Wünschen und Beschwerden. Die noch vor drei Tagen Hurra geschrien haben, sind über Nacht überzeugte Sozialisten geworden. Der will sich an der Arbeit beteiligen und jener, und keiner läßt sich abweisen. Ein künftiger erster Liebhaber eines Theaters hat die Freude an seinem Beruf verloren und will sich „voll und ganz" der Revolution widmen. Ein Hamsterer will eine Fahrterlaubnis nach Würzburg, damit er dort seine zwei Gänse holen kann. Vom Magistrat, Kohlenstelle, kommt ein Eilbrief „an einen hochlöblichen Soldatenrat". Ein Schriftsteller bittet um Erlaubnis zur Herausgabe einer „ganz neuen" Zeitschrift. Wieder einer hat seinen Beruf an den Nagel gehängt, um Geheimpolizist zu werden. Ein Heringsbändiger denunziert einen Konkurrenten, der seinen Laden länger aufhalte, als es die Polizei erlaube. Schieber suchen mit dem frommsten und unschuldigsten Gesicht der Welt Genehmigungen zu erschwindeln und locken mit einer Tafel Schokolade. Ein fünfzehnjähriger mutwilliger „Hilfsdienstarbeiter" kommt weinend, zerrissen und zerlumpt aus dem Elsaß und schreit nach seiner Mutter in Berlin. Etwa zehn Menschen aber stehen ungebeugt, voll Ruhe und Würde in der Sturmflut, sehen und staunen: Hotelgäste, die die Revolution überrascht und keinen Augenblick aus dem Gleise geworfen hat.

Jetzt wird es im Speisezimmer lebendig. Mit seinem Gutschein, ohne den der Kellner kein Essen verabfolgt, legt jeder die Hast und Eile beiseite. Zwanzig Minuten Erholung! Erledigte Sachen werden noch einmal geprüft und besprochen; den vor der Türe stehenden Schwierig-

keiten die Spitzen abgebrochen. Wagner, „der kleine Verkehrsminister“, hat endlich den Bahnhofskommandanten getroffen, Leutnant Fecht, mit dem feinen, ganz und gar unpreußischen Charakterkopf. Da kommt Dahlheim, der seine Worte jedesmal auf der Zunge wiegt, ehe er sie ausspricht. Dort wird eine Unterschrift vollzogen, hier ist eine Gruppe, die sich über Revolution und Kunst streitet. Die Wortführer sind Dr. Plotke, der leider zu früh gestorbene, glühende Idealist und Dr. Einstein, der es beim Revolutionsausbruch im Lazarett nicht mehr aushielt, nach Frankfurt lief und die Presseabteilung übernahm. Die Telephonordonnanz ruft einen zum Fernsprecher, andere kommen dafür. Flieger, Matrosen, Zivilisten. Gefangene Franzosen aus dem Lager Darmstadt erscheinen. Sie werden als Gäste des Soldatenrates bewirtet und sollen sich von der deutschen Umwälzung überzeugen.

Aus dem Zimmer nebenan klingt Klavier und Gesang. Es sind die Matrosen. Mitten in die Seemannsrunde platzt ein Alarm: im Husch sind sie an den Gewehren und fort!

In den oberen Stockwerken wird's lebendig. Die Bureaus und Sitzungsräume füllen sich wieder. Hunderte von Soldaten drängen sich davor. Der will Auskunft, jener Verpflegung, der einen Fahrschein, dieser fordert ungestüm sofort entlassen zu werden; Beschwerden, Fragen, Wichtiges und Kleinigkeiten, so geht es unaufhörlich bis in die Nacht.

Ein Fabrikant: „Soll ich die fertigen Zünder absenden und am Heeresmaterial weiterarbeiten lassen?“

Der Direktor einer Maschinenfabrik: „Die Eisenbahn will mir keine Wagen stellen!“

Ein Maschinenheizer, der mit seinen Arbeitgebern im Streit lebt, will das Feuer in den Kesseln ausblasen, was ihm der Soldatenrat schriftlich genehmigen soll.

In den schnell hergerichteten Kanzleien wird telephoniert, beraten, diktiert, telephoniert und wieder beraten. Es gibt für alle Vorgänge keine Regeln und keine Schablonen und doch soll alles schnell und gut erledigt werden. Maschinenschreiberinnen müssen herbei und sie werden mit ihren Schreibmaschinen im Auto von den bisherigen Arbeitsstätten geholt. Neue Regierungserlasse,

Heeresverordnungen sollen befolgt, Entscheidungen getroffen werden, vor denen hundert Geheimräte voll Angst zurückgewichen wären. Zahlmeister wollen die Soldaten nicht mehr löhnen, vom Kriegsministerium ist keine Anweisung zu erhalten, Fachmänner müssen kommen, noch eine Autorität, es wird beraten, beschlossen, umgestoßen und wieder beraten. Deutsche Gewissenhaftigkeit und alter Zopf feiern Triumphe und doch muß ein Weg gefunden werden und wenn noch hundert ebenso wichtige Dinge hinterher jagen.

In der Stadt macht sich beim Fünfuhrtee manche Zipfelmütze lustig über den Herrn Soldatenrat, die nicht wußte, daß hundert Köpfe und tausend Arme für ihr Wohl arbeiteten. Für wie viele hat es eine Woche lang keinen Schlaf gegeben? Und wir haben manchen gesehen, dessen Nerven zusammenbrachen und mehr als ein Soldat fiel mitten im Sprechen in einen Sessel, schlief zehn Minuten, sprang wieder hoch, als habe ihn jemand gestochen, nahm sein Gewehr und ging wieder auf Patrouille.

Zwei Uhr nachts.

Unaufhörlich meldet der Fernsprecher, unaufhörlich dreht sich im Vorraum der Windfang. Ein ununterbrochenes Gehen und Kommen von Wachen und Boten. Gestalten huschen über die Teppiche der oberen Gänge und verschwinden in den Schlafzimmern. Beim schwachen Lichtschimmer sieht man unausgekleidete Menschen auf den Betten liegen, die sich flüsternd unterhalten. Es wird leise geklopft.

„Das ist für mich.“

Es springt einer auf und eilt fort und kommt nicht wieder.

Hier hört man lautes Schnarchen. Daneben diktiert einer einem Schreiber ein Telegramm:

Die Bahnstationen der Umgegend dürfen morgen keine Fahrkarten nach Frankfurt ausgeben. Zuzug fernhalten. Sofort zur Linienkommandantur.

Endlich! Ruhe! Nein! Revolution!

„Moser, ich muß schlafen!“

„Ist das Telegramm an Eisner abgegangen?“

„Ans Telephon!“

In drei Stunden ist es wieder Tag!

Feindliche Brüder.

Der Soldatenrat arbeitet.

Nötiger als das Brot ist jedoch ein Arbeiterrat. Der kann zusammen nicht kommen. Die Unabhängigen sagen: *wir* haben die Revolution „gemacht“ und hinter *uns* stehen die Massen. Also soll sich der Arbeiterrat zusammensetzen aus sieben Unabhängigen und zwei Mehrheitssozialisten. Die sind damit nicht einverstanden und wollen ebenfalls soviel Sessel und Stimmen als die andere Partei. Die Unabhängigen weigern sich. Es wird verhandelt. Sie bleiben halsstarrig. Ein Bürgerlicher, der in der Revolutionsnacht in die Partei Haase-Dittmann eingetreten ist, erklärt Samstag vormittags: „Ich verstehe Ihre Gründe vollkommen, die zur Einigung drängen, wir können aber nicht von unseren Forderungen abgehen, denn ich spreche aus der Seele des unabhängigen Arbeiters.“ Den Unabhängigen fehlt es aber an der Macht, sie müssen verhandeln. Eben haben sie etwas nachgegeben, in der nächsten Stunde ist die Einigung wieder aus dem Leim. Der Friedensvertrag wird von einer „höheren“ Stelle nicht anerkannt.

Der Samstag geht hin. Immer noch nichts. Es wird beraten und gestritten und beraten. Die beiden Parteien unter sich und dann wieder zusammen.

Abends 9 Uhr! Im großen Saal des Frankfurter Hofes tagt die Vollversammlung des Soldatenrates. In einem Nebenzimmer sitzen die beiden Parteien. Die Unabhängigen wollen nicht. Einzelne von ihnen, die gerne möchten, dürfen nicht.

Ein Bote meldet: die Reichsbank wird geplündert. Schnell zwei Lastautos hin mit Maschinengewehren.

Ich gehe mit der Nachricht in die Soldatenversammlung und schildere unsere schwere Lage, die wir bald nicht mehr meistern können, wenn uns nicht ein Arbeiterrat die Zivilgeschäfte abnimmt. Die Vertreter der beiden sozialistischen Parteien sitzen unten und können sich nicht einigen, weil die einen mehr Macht haben wollen, als die anderen. Stürmische Entrüstung bei den Soldaten. Zwei Minuten später geht dieses einstimmig beschlossene Ultimatum an die streitenden Brüder: „Wenn sich die beiden Parteien innerhalb zehn Minuten nicht geeint haben, daß jede gleichviel Stimmen im Arbeiterrat erhält, wird der Soldatenrat so lange die unumschränkte Gewalt übernehmen, bis der Zusammenschluß der Arbeiter über die Köpfe der Führer hinweg vollzogen ist.“

Fünf Minuten später hat Frankfurt einen Arbeiterrat, zusammengesetzt aus sieben Mehrheitssozialisten und sieben Unabhängigen.

Moser schleift mich in ein leeres Zimmer und tanzt mit mir in der Stube herum. Gleich darauf bringt der Postbote folgendes Telegramm von München:

> Einigung der Arbeiterschaft auf revolutionärer Grundlage unter allen Umständen notwendig. Persönliche Unversöhnlichkeit muß im Interesse einer siegreichen Revolution unbedingt ausgeschaltet sein. Es lebe die soziale Republik.
>
> Der Ministerpräsident des Volksstaates Bayern.
> Kurt Eisner.

Es war die Antwort auf einen Fernspruch an den bayrischen Ministerpräsidenten, der von uns als Schiedsrichter angerufen worden war.

Zwei Tage später telegraphiert ein Mitglied der U. S. P. an einen Berliner Spartakusführer:

> „Verbürgerlichung der Frankfurter Revolution droht. Fehlt an radikalen Führern. Bitte, sofort kommen.“

Aufs Land!

Sonntag ist's.

Wirklich, haben wir heute erst den zweiten Revolutionstag? Uns dünkt's, als wären es zwei Jahre. Um zehn Uhr ist die Lage äußerst kritisch. Halten wir es aus? Ueberall her werden Plünderungen gemeldet. Die Wachen sind gar nicht alle aufzutreiben. Zum Glück sind die meisten Gerüchte übertrieben und falsch. Mittags gegen zwei Uhr erscheinen Genossen aus Offenbach, die nach Darmstadt wollen, den Großherzog abzusetzen. Sie brauchen ein Automobil. Gleichzeitig treffen zwei Bekannte aus der Umgegend ein, die mich an eine Volksversammlung erinnern, die um vier Uhr stattfindet und zu der ich schon vor acht Tagen als Referent zugesagt habe. Die beiden lassen mich keine Minute aus dem Auge. Ich kann sie nicht abschütteln.

Drei Uhr.

Die Offenbacher warten immer noch. D ü w e l l, der Führer der Kraftwagenabteilung, muß zwei Automobile besorgen. Endlich!

Die Hessen fahren ab.

Wir in den anderen Wagen. Ein baumlanger Infanterist mit Gewehr setzt sich zum Chauffeur. Der muß erst Gas ablassen, damit die umstehende Menge Platz macht. Rrt! Fort geht es. Ueber den Bahnhofsplatz zur Mainzer Landstraße. Fleißig flattert das rote Fähnchen am Motor. Nied! Höchst! Die Landorte! Ueberall das gleiche Bild. Fenster werden aufgerissen, Hände winken. Erstaunte Bürgermienen, frohe Arbeiter. Kinder jubeln uns nach. In der Luft liegt etwas Neues, etwas Befreiendes. Zwei-, dreimal fliegen uns Steine nach. Einmal müssen wir halten und Wasser füllen. Aus den Wirtshäusern kommen die Leute, aus den Hoftoren, wollen hören und sehen. Glockenschlag vier fahren wir in das Hoftor des Versammlungslokales.

Wir werden sehnlich erwartet. Bis auf die Treppe stehen die Besucher. Mit Mühe schaffen wir uns unter Hochrufen der Anwesenden zur Bühne. Schnell haben s…

die sozialistischen Parteien geeint. Der Vorsitzende eröffnet die Versammlung.

Stille!

Wir sprechen von dem Kriegselend, der Schuld der herrschenden Klassen, dem Eroberungswahn und dem militärischen Zusammenbruch, dem die Revolution und die Befreiung des Volkes gefolgt sind. Die Ereignisse der vergangenen Tage und Stunden ziehen vorüber. Das große Ziel zeigt sich, der Sozialismus und die Erlösung. Unten lauscht die Menge andächtig, die Augen glänzen und die Wangen leuchten. Es ist, als stiegen die Hörer zum erstenmal in einen Aufzug, der sie in die Höhe führt. Manchmal geht es zu schnell, sie brauchen einen Augenblick Ruhe, sich zu sammeln. Dann bricht stürmischer Beifall aus, der zur Pause zwingt. Weiter! Alte Arbeiter, die jahrzehntelang in der sozialdemokratischen Partei unter den widrigsten Umständen, gegen Haß, Verachtung und Polizeigeist gekämpft und gelitten haben, diese Alten wischen verstohlen an den Augen. Es ist die schönste Stunde ihres Lebens! Man muß sich bezwingen und darf nicht hinsehen! Und jetzt der Schluß und alle Gefühle lösen sich im Beifall. Ein Arbeiter- und Bauernrat wird gewählt. Später bewegt sich ein Demonstrationszug durch das Städtchen.

Unten rattert schon wieder unser Wagen.

Richtung Frankfurt.

Unterwegs überrascht uns die Nacht. Die Laternen brennen nicht. Langsam müssen wir weiterfahren. Kurz nach sechs sind wir wieder im Frankfurter Hof. Es kostet Mühe, sich in der Arbeit zurecht zu finden. In drei Stunden hat sich das ganze Bild verschoben. Wenn Kriegsjahre doppelt gelten, zählen Revolutionsstunden hundertfach.

Im Namen des Volkes!

Montag früh. Von der Universität weht die rote Flagge. Der Senat hat sich feierlich versammelt und empfängt den Polizeipräsidenten, der ihn also anredet:

„Wer jemals auf deutschen Universitäten geweilt hat, betritt ihre Hallen mit Ehrfurcht. Auf ihnen soll das Höchste gepflegt werden, das des Menschen Leben durchdringen kann: Geist und Menschlichkeit. Auch die Vertreter der Revolution sind und bleiben von dieser Ehrfurcht erfüllt. Sie wissen, daß alle äußeren Veränderungen in Staat und Gesellschaft nur dann wahrhaften Wert haben, wenn der *Geist lebendig bleibt!*

Wenn ich daher im Namen und im Auftrag des Arbeiter- und Soldatenrats zu Frankfurt a. M. zu Ihnen komme, um auch Sie, meine Herren, zu ersuchen, sich den Anordnungen der Revolutionsregierung zu unterstellen, so geschieht dies nicht, um Ihnen Zwang und Unterdrückung zu bringen. Im Gegenteil, was ich Ihnen zu bringen berufen bin, sind Güter, die Sie heute noch nicht in vollem Maße haben und die Sie jetzt erst recht gewinnen sollen im neuen Staat, dessen Fahne über uns weht. Diese Güter heißen: *Freiheit und Vertrauen.*

Jawohl, meine Herren, wir bringen Ihnen die *Freiheit der Wissenschaft, denn diese Freiheit besitzen Sie noch nicht.* Der alte Geist des Obrigkeitsstaates, der nun zertrümmert am Boden liegt, wollte es nicht dulden, daß die freie Gesinnung und das freie Wort Geltung haben sollten. Er hat brutal nur solche Gesinnungen und Anschauungen geduldet, die seinem Machtbedürfnis entsprachen, und er bannte den freien Geist auch von der Stätte, die allein der freien Forschung dienen soll. Von heute ab ist in dieser Stätte Raum für jede freie Ueberzeugung und für jeden überzeugungstreuen Charakter, mag er ganz rechts oder ganz links stehen. Wir wollen Ihnen das Vertrauen geben, daß Sie diesen freien Geist und diese Gesinnungsreinheit pflegen. Ohne volles Vertrauen ist geistiges Schaffen nicht möglich. Wir haben das Vertrauen in die

Entwicklung der Wahrheit. Wir fürchten die Wahrheit nicht. Wir wissen, daß je näher wir der Wahrheit kommen und je tiefer das Senkblei des Forschers gerichtet wird, desto größer die Macht unserer Sache und die Gewalt unserer Bewegung werden wird. Dienen Sie der Wahrheit! Dienen Sie sonst niemandem! Das ist das einzige, das wir im Dienste unserer Sache von Ihnen, meine Herren, fordern.

Wenn dieser Geist der Freiheit und des Vertrauens lebendig sein wird, so können wir hoffen, daß uns auch wieder eine neue Geisteskultur erwachsen wird. Wir brauchen neue freie Menschen, Menschen mit Charakter und starker Innerlichkeit. Wir brauchen schöpferische Menschen, die keinen Lippendienst tun, keiner äußeren Autorität unterworfen sind, die nur sich selbst gehorchen, in denen die Idee glüht und nach Geltung ringt. Wir brauchen Menschen, die sich selbst verantwortlich fühlen und den höchsten Mut betätigen, unter allen Umständen sich selbst treu zu bleiben. Diese Menschen fehlen in unserem Volke. Der alte Obrigkeitsstaat hat sie getötet. Unsere Niederlage hat in dieser Schuld ihre letzte Ursache. Wir büßen es, daß wir nur an die äußeren Güter gedacht haben, an Technik und Wirtschaft, den Aufbau des inneren, des freien, schöpferischen Menschen aber elend versäumt haben. Ein Volk kann nur mit lebendigen Quellen in sich bestehen. Lebendige Quellen sind aber nur *freie Menschen*, die Mut und Schöpferkraft haben. Laßt uns diese Quellen wiedergewinnen! Dann wird auch unser Volk wieder eine neue Stellung in der Menschheit erlangen. Die Welt wartet auf uns und braucht uns. *Der neue freie deutsche Mann mit Bekennermut und Entschlossenheit, mit Geist und Güte* — dazu verhelfe uns der Geist der Universität, dafür stärkt sie der Geist der Revolution.

So lange Sie diesen Geist pflegen, meine Herren, haben Sie von der Revolution nichts zu fürchten. Ich habe meine Aufgabe erfüllt, indem ich mich zurückziehe, um Sie frei und vertrauensvoll der Erfüllung Ihrer Aufgabe zu überlassen."

Die Worte des Sprechers werden in feierlicher Stille angehört. Kurze Beratung des Senats. Der Rektor

erklärt, sich wie alle Behörden der Revolutionsregierung zu unterstellen, wenn die Lehrfreiheit gewahrt bleibe.

In der Vorhalle sind die Studenten versammelt. Sinzheimer erhofft von ihrem jugendlichen Geist revolutionäre Gesinnungsgemeinschaft, denn Revolution und Jugend gehörten zusammen. Eine neue Zeit der Jugend sei angebrochen.

Die Studenten widersprechen laut. Sie dringen auf den Redner ein und wollen ihn niederschreien. In der akademischen Jugend von Frankfurt sitzt noch tief das reaktionäre Blut. Offenbar ist ein Teil der Studenten auch deshalb erregt, weil der Polizeipräsident scharfe Worte gegen das Korpsstudententum gebraucht und das Tragen von Farben und den Zweikampf während der Revolution verboten hat. Der Auftritt in der Vorhalle der Universität ist eine der unliebsamsten Erscheinungen während der Revolutionszeit.

Von der Universität begibt sich Sinzheimer zum Justizgebäude, um auch die Gerichtsbehörden der Revolution zu unterstellen. Befriedigende Erklärungen werden abgegeben. Man ist sich einig, daß das bestehende Recht, soweit nicht begründete Eingriffe erfolgt sind, überall zur Geltung gebracht werden muß. Doch das Recht wird nicht mehr im Namen des Königs, nur noch im Namen des Gesetzes gesprochen werden! Lautlos ist auch hier der alte Königs- und Kaisergedanke verschwunden. Der Umschwung wird hingenommen, wie das Wirken eines Naturgesetzes. Im Namen des Volkes!

In der Stadtverordnetenversammlung gibt es lange Gesichter. Ein Vertreter des A.- u. S.-Rates erscheint und verlangt die Anerkennung der Räte als höchste Vertretung der Stadt, unter deren Kontrolle Magistrat und Beamten zu arbeiten haben. Der Aeltestenausschuß zieht sich zurück, kommt nach einigen Minuten wieder und verkündet die Kapitulation. In der Frühe des nächsten Tages hißt der Pförtner des Rathauses über dem Römer, in dem Kaiser ihre Kronen empfangen haben, das Banner der internationalen Sozialdemokratie.

Am Abend treten im Schauspielhaus und in der Oper, bevor sich der Vorhang hebt, je ein Soldat mit roter Armbinde vor die Rampe und verkünden den Anbruch der neuen Zeit.

Eine stürmische Sitzung.

Um sechs Uhr soll die Vollversammlung der Soldatenräte beginnen. Langsam finden sich die Vertrauensleute der Truppenteile und Lazarette, der Intendantur, des Generalkommandos und der anderen militärischen Abteilungen ein.

6¼! Noch sind es erst ein paar Dutzend von einigen Hundert. Am Eingang zum Saal steht ein Posten, der die Ausweise prüft. Mählich füllen sich die Reihen. In den Gängen stehen Gruppen, die sich unterhalten. Kanoniere, Gefreite, ein Leutnant, Offizierstellvertreter, ein Musketier in der Mitte, der eindringlich redet, ein Lazarettbeamter, Unteroffiziere und Mannschaften, Landsturmleute in langen Bärten, junge Feuerköpfe, Kraftfahrer alles bunt durcheinander. Im Gespräch hört man den Beruf des einen oder anderen heraus: Arbeiter, Landwirt, Kaufmann, Handwerker, ein Rechtsanwalt, ein Schuhmacher. In allen aber zittert noch der Groll gegen das alte Zwangssystem und Mißtrauen gegen jeden Antrag, der beraten werden soll, ist das Kennzeichen der Stimmung. Als könnte sich irgend ein alter, verhaßter Zustand wieder einschleichen.

6½ Uhr! Der „Achterausschuß" hat den Anfang auf sieben Uhr verschoben. Kein Unwille! Im Gegenteil. Man kann noch eine halbe Stunde Meinungen austauschen und Material sammeln.

Laut schwirren die Stimmen durcheinander. Platz nehmen. Zwei Vorstandsmitglieder erscheinen auf der Bühne. Ein Klingelzeichen. H a r r i s eröffnet.

Die Tagesordnung ist kurz. Desto länger die Debatten. Die guten Redner sprechen von der Bühne herunter. Jeder will das Beste und alle finden sie Beifall. Die nicht gewöhnt sind, öffentlich zu reden, geben ihre Ansicht vom Sitzplatz kund. T h o r m a n n , der nie gebändigte Zwischenrufer, feiert Triumphe. Zum sechsten Male nimmt er jetzt das Wort und beantragt, den Missetäter zu verhaften. Das wirkt wie eine Bombe!. Dutzende welden sich zum Wort. Vier, fünf sprechen zu gleicher Zeit.

In den Gängen entstehen streitende Gruppen. Die Köpfe werden rot. Von der Bühne bimmelt die Schelle fort und fort. Vergebens! Die Unruhe wächst. Drei Mann melden sich zur Geschäftsordnung. Kremser wird gerufen. Er hat stets das Ohr der Versammlung. In seiner ruhigen Art gibt er Aufklärung. Der Ton seiner harmonischen Stimme wirkt wie Oel auf die wilden Wogen. Alles ist befriedigt.

Zehn Uhr! Der Redestrom läßt nicht nach. Wieder eine Anklage. Diesmal gilt es den abwesenden Präsidenten. Man wirft ihnen Diktatur vor, eigenmächtiges Treiben. Der Konflikt verschärft sich. Moser und Reinhardt müssen herbei. Ehe sie da sind, ist ihnen das Vertrauen entzogen. Jetzt kommen die beiden. Sie verteidigen sich. Im Saal sind die Meinungen geteilt. Die Opposition läßt nicht locker. Vorstandsmitglieder nähren sie. Diesmal ist es ernst. Es droht ein Ausbruch. Die Angegriffenen legen ihre Aemter nieder und verlassen den Saal. Sie wollen kein Zankapfel sein. Inzwischen haben sich die Vertreter der Matrosen eingefunden. Ihnen gefällt der „Bureaukratismus“ des Achterausschusses schon lange nicht. Als Träger der Revolution, die in den letzten Tagen fast allein die Sicherheit der Stadt gewährleistet haben, fühlen sich die Seeleute benachteiligt, daß sie nichts im Vorstand zu sagen haben. Moser hat ihr volles Vertrauen besessen. Der soll jetzt weg! Die Leute von Kiel wollen es nicht dulden. Einer mit dem Gesicht des fliegenden Holländers geht fuchtelnd, die Hand am Revolver, auf der Bühne umher. Alles ist aufgesprurgen. Am Eingang entsteht ein Tumult. Bewaffnete Matrosen haben den Sitzungssaal und das ganze Hotel umstellt. Palastrevolution! Die Versammlung ist kopflos geworden. Der Vorstand billigt den „Aufständischen“ zwei Vertreter in seinen Reihen zu und verspricht, die anderen Wünsche zu erfüllen. Der ganze Auftritt wird als Regie von Moser bezeichnet. Drohungen werden laut. „Verhaften!“ „Erschießen!“

Moser wirft sich in Zivil und verschwindet.

Als ich eine Stunde später ins „Hauptquartier“ zurückkomme, und man mir eben die Vorgänge geschildert hat, meldet mir einer: „Moser läßt grüßen, er ist mit dem Nachtschnellzug nach Berlin abgefahren.“

Damit endete eine Diktatur, die notwendig und dennoch keine Alleinherrschaft war. Denn es sind in der Tat nicht mehr als vier Leute gewesen, die in den ersten Tagen das Geschick und die Tatkraft, das Vertrauen und die notwendige Liebe der wenigen Wachmannschaften besaßen, um die Revolution und die Stadt glücklich um alle Klippen herumzuschiffen. Später konnte die ruhige, organisatorische Arbeit des dann erweiterten Vorstandes beginnen, der schwere und gute Arbeit vollbrachte, die oft den Schein der Bureaukratie hatte. Die hell lodernden Flammen waren erloschen; ruhige Glut mußte bleiben.

Revolutionspost.

„Es muß sofort jemand nach Berlin!“ „Mit der Bahn? Unter Umständen dreißig Stunden im kalten Eisenbahnwagen stehend?“ „Kann man nicht hinfliegen?“ „Sicher,“ sagt ein von der Front gekommener junger Kampfflieger. „Gut! Fliegen wir!“

Eulerflugplatz, Fliegerwetter, aber kalt. Es mangelt an warmen Bekleidungsstücken. Zum Glück finden sich für mich ein Paar Handschuhe, ein Kopfschützer und ein Schal, die ein anderer Flieger auf dem Startplatz zurückgelassen hat. Sie werden rasch annektiert und eine Bescheinigung zurückgelassen, wer sie genommen. Pelzschuhe, gefütterten Rock, Kappe, Brille und Hose haben wir; fehlt die Orientierungskarte, die wir durch einen Eisenbahnplan, entnommen aus einem am Bahnhof gekauften Kursbuch, ersetzen. Nun aber los. Die D. F. W.-Maschine wartet geduldig auf dem grünen Rasen, und die tausend geheimen Kräfte, die sie birgt, sind nur zu ahnen. Da steht der Riesenvogel und harret des Druckes, der ihn seiner Fessel entledigt. Ein alter, sturmerprobter Geselle! Wird er uns glücklich zum Ziel bringen, oder ist er falsch und heimtückisch? Sein Körper ist mit vielen Narben und Wunden bedeckt. Hier ein Pflaster, dort ein Ersatzstück mitten auf der Brust, das sich durch seine frisch gestrichene Farbe deutlich von dem alten Rumpf abhebt. Doch hier, da, dort, hier wieder, an den Flügeln, am Motor, am Gestänge, zehn, zwanzig und noch mehr kleine Kreise in den Farben der Trikolore, mit der Inschrift: 11. 3. 18! Es sind die Durchschläge von Gewehrkugeln. Wo war der Kampf? An der Somme, in der Champagne, bei Verdun? Wo war es? Wer war es, der in dieser Maschine um sein Leben rang? Lebt er noch, oder wurde der Luftwagen zu seinem Sarg, der ihn zur Erde fuhr?

Inzwischen haben die Monteure den Kessel mit heißem Wasser und die Reservetanks mit Betriebsstoff gesättigt. Aus fünf, sechs Röhrchen tropft jetzt Benzin und Wasser zur Erde. Der Flugzeugführer prüft noch einmal alle Hebel, gleitet mit der Hand über den Rücken

des Flugzeuges, wie man einem Pferde den Hals streichelt, setzt die Brille auf, schnallt den Riemen der Pelzkappe unter das Kinn und steigt ein. Auch der Beobachter ist fertig. Er dreht den Propeller einigemal um. „Frei!“ „Frei!“ wiederholt der Führer. Ein Rädchen surrt. Noch einmal wird der Propeller angezogen: „Frei!“ Ein Flügelschlag. Schneller! Der Motor atmet, wirkt, arbeitet, ruhig, sicher, gleichmäßig. Der Propeller rast um seine Achse, wilder, immer wilder, man sieht nur noch seinen Schatten. Er faucht den Wind zum Sturm, man muß sich festhalten, um nicht weggetrieben zu werden. Das Gras auf dem Rasen flattert und wirbelt; Papierfetzen, die steif auf dem Boden gelegen, gehen hoch wie Luftballone. Der Beobachter schreit mir zu: „Einsteigen!“ Die vorherige Freude weicht einem Herzklopfen. Kein Besinnen. Ich klettere hinauf und steige in den kleinen Beobachtungsposten, der Beobachter hinter mir her. Die Wasserträger ziehen die Hemmschuhe fort, das Flugzeug nimmt einen Anlauf, es rast über den holprigen Platz, und unsanft geschüttelt, spürt man die Schollen, über die die Räder hüpfen. In der nächsten Sekunde ist das Stoßen vorbei, ein sanftes Wiegen und Schaukeln, es ist, als hätte man plötzlich alle Last verloren, und selbst die eigene Schwere ist aufgehoben. Ein kurzer Schreck — wir fliegen. Wir fliegen, jubelt es dann, wir fliegen! Es hebt, hebt, hinan schwebt der Vogel, höher, höher, hoch und frei! Der Schreck von Sekunden ist verflogen, und ein beseligendes Gefühl durchzieht wärmend alle Glieder. Jetzt kommt die Lust des Schauens. Das Auge geht zuerst nach allen Seiten, in die Höhe und trinkt den blauen Aether, der sich über uns wie ein seidener Schleier wölbt. Nach unten! Es stockt der Atem. Siehe, da liegt die Stadt mit ihrem Meer von Häusern. Ein wundervolles Bild von nie geträumter Schönheit. Das Straßengewirr, das ein Fremder nicht entziffern kann, von oben löst es sich wie eine Gleichung, deren Größen allen bekannt sind. Ein silbernes Band, der Main, zerlegt das Bild in zwei Teile. Weiß leuchten die breiten Fahrrinnen der Zeil und der Kaiserstraße mit den Querläufern, wie Taunusanlage, Neue Mainzer- und Schillerstraße. Dazwischen die grünen Anlagen und die schwarzen Flecke des Dächergewirres. Da ist der

Hauptbahnhof mit seinem großen freien Platz, auf dem die Masten der Straßenbahn und der Lichtanlagen wie Finger in die Höhe ragen. An der Hauptwache wimmelt es von schwarzen Punkten: die Menschen, die wie Tintenflecke hin- und herwiegen. Dort die Oper, die man in die Hand nehmen und zerdrücken könnte, die Börse, das Schauspielhaus, die Hauptpost. Höher kreist die Maschine. Die Stadt wird kleiner, wird zum Schachbrett. Der Main ist nur noch eine feine Linie, die Straßen werden zu dünnen Maschen eines Netzes. Tiefer! Das Panorama wird deutlicher und lebhafter. Die Brücken tauchen wieder auf. Matrosen winken herauf, wir umkreisen den Frankfurter Hof, noch einmal saugt das Auge die ausgebreitete Schönheit, der Führer steuert höher, wir streben den Main hinauf, hinter uns zurück bleibt Frankfurt. Landschaftsbilder kommen; stets neue und stets neue Pracht. Es ist, als blieben wir in der Luft stehen und die Erde liefe unter uns weg. So haben sich die Alten die Ordnung im Kreis der Planeten vorgestellt: die Erde ist der Mittelpunkt der Welt; Sonne, Mond und Sterne sind ihre Diener. Jetzt versteht man, wie schmerzhaft den Menschen die Erkenntnis eines Kopernikus gewesen sein muß. — Hanau—Fulda—Eisenach. Keine Rast, vorwärts, immer weiter. Wir fliegen in tausend Meter Höhe. Wollust schlängelt sich durch die Glieder. Das Geräusch des Motors und das Surren des Propellers ist verstummt, übergegangen in eine gleichmäßig tönende Sinfonie. Es ist ein ununterbrochener Gesang, der uns durch die Lüfte begleitet. Unwillkürlich singt man mit, das ganze Sein, was in uns lebt und webt ist Melodie geworden. Ich glaube, daß ich selbst meine Aufträge, die ich im Geist wiederhole, gesungen habe. So ziehen wir über den Thüringer Wald, der tief unter uns liegt. Einsam und allein, verlassen von allen Menschen, unser Leben in der Hand einer Maschine, die sicher und ruhig pocht wie ein Menschenherz. Ueber Täler geht es und Höhen, dort liegt die Wartburg im Sonnenglanz des Herbsttages. Jetzt wirft eine Wolke lange Schatten und trübt den Blick. Hindurch. Szenenwechsel! Braune Erde, ein Landmann geht hinter einem Pflug, ein Weib streut Samen über das Feld. Landstraßen mit Bäumen bepflanzt, ein Bach, ein Dorf. Furchen und Wiesen, alles

wie mit einem Lineal gezogen und rechtwinklig abgegrenzt . . . .

Der Motor singt seine Lieder. Unser Auge ist trunken vom Schauen. Wir fliegen dahin. Keine menschliche Stimme dringt an unser Ohr. Klein wie ein Spielzeug liegt das Land unter uns. Vergessen sind alle Kämpfe und Mühen des Tages. Vergessen ist Krieg, vergessen die Revolution. Winzig und lächerlich erscheint der Aufruhr und Streit der Menschen. Wie gewaltig ist die Welt und wie armselig das Raffen und Gieren der Geschöpfe. Millionen schlagen sich tot, Millionen hungern und darben — für was, für wen? Warum kann man sie nicht alle einmal in unsere einsame Höhe führen und hinunterblicken lassen? . . . Abwärts! Kleiner werden wir, größer die Erde, noch tiefer, wir spüren einen Druck, fühlen unser Gewicht, das Flugzeug hüpft über den Boden. Halt! Wir sind auf einer Wiese, dicht bei einem Gutshof gelandet. Russische Kriegsgefangene kommen gesprungen, Kinder und Frauen eilen in Scharen herbei. Drüben liegt das Dorf Wutha bei Gotha. Unser Führer ist vor Kälte erstarrt. Wir müssen uns wärmen. Der Gutsbesitzer kommt in langen Reitstiefeln und lädt uns zum Mittagbrot. Freundlicher Empfang im Hause, warmes, reichhaltiges Essen und gute Unterhaltung. Wir sind froh, wieder unter Menschen zu sein. Unser Beruf ist dennoch die Erde! Die zuvorkommende Hausfrau versorgt uns noch mit Brot und Aepfeln und sie ist beglückt, daß wir ihr einen Brief an ihre Schwester in Berlin mitnehmen.

Unsere Wirte begleiten uns zur Maschine. Abschied. Einsteigen. Der Motor macht jede weitere Verständigung unmöglich. Kurzer Anlauf, wir steigen, winken zurück. Höher hinauf; schon winkt Gotha. Wir suchen den Flugplatz, vom Hauptgebäude flattert die rote Fahne. Hinunter, Landung. Die Behälter werden mit Benzin gefüllt. Vom Soldatenrat lassen wir uns noch eine gute Flugkarte Gotha—Berlin geben und wieder streben wir hoch und vorwärts in der Richtung Berlin. Nach zwei Stunden taucht die Hauptstadt auf, wir suchen die Endstation Johannistal. Es ist dunkel geworden. Wir signalisieren uns durch Leuchtraketen, von unten antwortet es zurück. Stopp! Am Ziel!

Berlin! Wir können es kaum abwarten, bis das Auto erscheint, das uns zur Stadt bringen soll. Endlich haben wir sie erreicht. Am Anhalter Bahnhof steigen wir aus. Hunderte von Droschken, Wagen und Karren aller Art stehen dort mit den sonderbarsten Gespannen, die die hoch bepackten und beladenen Soldaten aufnehmen, die von einem anderen Bahnhof in die Heimat oder zum Ersatztruppenteil fahren. Ein Jahrmarktsbild sondergleichen, wie man es nur bei den früheren Pferdemärkten finden konnte. Man wähnt sich in einem Zigeunerlager, das umringt ist von halbnackten Buben und Mädchen. An der Peripherie schleichen zweifelhafte Frauen umher, gefolgt von schlendernden Burschen und Männern, die scheel nach dem Soldatengepäck schauen. „Noch e i n Mann zum Stettiner!“ schreit ein Eselskutscher. Es melden sich aber drei. Sie finden alle drei Platz, wie eine Pyramide bauen sie ihre Tornister auf den schwerbeladenen Karren, setzen sich selber oben auf und fort geht es. Hinterdrein springt noch ein Kavallerist, schleudert im Bogen seinen Rucksack hinauf, oben fängt ihn einer auf. Nebenher trottet der Nachzügler. Von der Revolution merkt man im Straßenbild wenig oder nichts. Eine Matrosenpatrouille, ein Auto mit einer roten Fahne, Soldaten mit weißen Armbinden und roten Kokarden. Mehr nicht! In den großen Lokalen drängen sich die Tausende wie sonst, Musik schmettert, Berliner Witze kreischen in die Luft, Kellner empfangen ihre Trinkgelder. Wieder auf der Straße. Die Litfaßsäulen sprechen deutlicher. Bekanntmachungen des A.- u. S.-Rates. „Vollversammlung im Zirkus Busch!“ „An das deutsche Volk! — Ebert und Haase.“ „Es lebe die Freiheit! — Richard Müller — Molkenbuhr.“ Ein Bürger bietet 1000 Mark Belohnung, wer ihm den Denunzianten nennt, der das Gerücht ausgesprengt, aus dem Hause Nr. X Unter den Linden sei auf die Soldaten geschossen worden. Ein anderer sucht Diebe, die bei ihm eingebrochen haben. Daneben Zusammenkunft von Künstlern, Kinoplakate, Lassalle im Film, Theaterzettel, Versammlung der Spartakusleute! Zeitungsverkäufer rufen den neuen „Abend-Vorwärts“ aus, „Die rote Fahne“, „Die Freiheit!“

Im Abgeordnetenhaus tagt der Soldatenrat. An den Garderobeständen sind noch die alten Namen zu lesen: „Freiherr von Zedlitz“, „v. Bolko“, „Dr. Arendt“, „Graf Moltke“, „v. Kardorff“, „v. Puttkamer“, „Graf Finkenstein“. Namen aus vorsintflutigen Zeiten. An den Haltern aber hängen Hüte und Ueberröcke und Militärmäntel, die auf Namen wie Müller, Kanonier Meier und Mandel schließen lassen. Eine einzige Nacht hat den ganzen alten Plunder hinweggefegt und im Ministersaal der Erlauchten aus den ostpreußischen Schlössern sitzen die Proletarier aus Berlin SW., Friedenau oder Rixdorf, die stundenlang debattieren und über die Geschicke Deutschlands beraten. An den Türen stehen noch die alten, ehrwürdigen Pförtner mit weißen Binden und rotbeschlagenen Schwarzröcken. Dann und wann vergessen sich die Diener und machen ihre gewohnten Verbeugungen, was unwillkürlich zum Lachen reizt.

Nachts ein Uhr! Wir gehen zum Schloß. Die Straßen sind totenstill. Friedrich der Große steht einsam auf seinem hohen Sockel. Auf der Kommandantur, vom Schloß und allen anderen öffentlichen Gebäuden flattert die rote Fahne. Posten in Pelzmänteln mit der Zigarette im Mund gehen auf und ab. Am Marstallgebäude und am Dom sieht man deutlich Beschädigungen durch die Maschinengewehrkugeln, deren Einschläge eine weiße Borde im schwarzen Gemäuer zeichnen. Im Marstall haben die Matrosen ihr Hauptquartier aufgeschlagen. Die Ablösung schläft in den Pferdeställen. Die prächtigen Schabracken dienen als Schlafdecken. Unermüdlich versehen die Seeleute den Wachtdienst, wie sie es von ihrer harten Dienstzeit auf den Schiffen gewohnt sind. Wir werden mit Zigaretten versorgt und Kaffee aus der Feldküche und bekommen ein Lager. Sorgfältig legt uns der Wachthabende noch eine Decke über.

Sonntagmorgen! Neun Uhr! Die Straßen sind noch menschenleer. Im Reichskanzlerpalais warten wir auf die Volksbeauftragten. Am Telephonkalender lesen wir noch in vergilbter Schrift Namen wie: Wahnschaffe, v. Simson. Andere sind weiß überklebt mit Zetteln, darauf mit tiefschwarzer Tinte geschrieben steht: Göhre, Barth, Scheidemann, oder Dittmann. Als erster erscheint Baake, groß, schlank, im weißen Haar. Inzwischen ist

Ebert gekommen. Wir sitzen in den „geheiligten“ Räumen eines Bülow. Ebert ist ein anderer geworden. Tiefe Furchen durchziehen sein Gesicht. Er spricht leise, und die dicken Teppiche dämpfen noch den Ton. Was er sagt, klingt energisch, bestimmt, hoffnungsvoll. Mit herzlichem Händedruck verabschiedet er uns, geleitet uns an die Türe und wünscht gesunde Heimkehr. Das war der ehemalige Sattler!

Eine andere Türe öffnet sich: Moser! Es ist ein freudiges Wiedersehen!

Landsberg spricht mit feiner Ironie von der Feigheit des Bürgertums und entwirft den Plan zu einer Satire. Im Kriegsministerium treffen wir Göhre. Ein Kriegsminister in Zivil. Auch er ist voll Spott über die aufdringlichen Bürgerlichen, von denen selbst Grafen versichern, daß sie schon zehn Jahre Demokraten seien „mit stark sozialistischem Einschlag“. Eine neue Welt bestürmt uns, als wir auf Göhres Geheiß von einem Major zum Kraftwagen gebracht werden und zum Flugplatz zurückkehren. Punkt zwölf Uhr starten wir. Ein Uhr dreißig Minuten Gotha; Benzinstation. 2 Uhr 45 sitzen wir bei unserem Gutsbesitzer zu Tisch und bringen ihm die Grüße seiner Berliner Verwandten. 3 Uhr 40 Aufstieg, 5 Uhr 10 Frankfurt, Eulerflugplatz. Das war die erste deutsche Luftpost der Revolution! Heil!

Eine Sitzung des Arbeiterrats.*)

Das akademische Viertel gilt hier nicht. Es wird halb, auch dreiviertel, ehe der Rat beginnt. Langsam füllt sich der Saal. Das „vornehmste“ Frankfurter Lokal wurde der Bürgersaal des neuen Rathauses genannt? Ausdruck der Kultur Frankfurts im 20. Jahrhundert? Armes Bürgertum, wenn die Kunst und Architektur dieses Saales wirklich deiner Seele Spiegel ist, du kannst uns leid tun. Prunkvoll-protzig, überladen und verkitscht, keine ruhige Linie, kein fester Punkt, alles zittert und schwankt, ein Stück erdrückt das andere, tausend Einzelheiten drängen sich vor und keine kommt zur Geltung, bis zur Decke hinauf Verschwendung gediegensten Materials und doch kein solider Zua im Ganzen. Riesige Bilder an den Wänden, die das Deutschland von Königgrätz und Sedan in einer Linie preisen wollen mit dem Deutschland von Weimar, Werke eines aufgeklärten Obskuranten, der weder Hengst noch Stute und sich begeistert allzugleich für Sophokles und die Knute — und über dem allen eine Decke, die einem mit ihrem unmöglichen gipsernen Schnickschnack auf die Nerven geht — das ist der Rahmen für Frankfurts neue „höchste Instanz“.

Ein Glück, daß die Füllung dieses Rahmens ruhiger und würdiger ist. Auf breitem Podium hat die Exekutive Platz genommen. Ganz neue und ganz alte Gesichter in bunter Mischung. Der schneidige Brennecke und der sanfte Hüttmann, Lang, der Philosoph, Wittrisch, der Patriarch und in der Mitte der herbstlichen Köpfe eine kaum aufgeblühte Knospe, Toni Sender, das „Kind der Revolution“, nennt sie einmal ein Zwischenruf.

Mit geschäftlichen Mitteilungen beginnt die Beratung, Klagen über revolutionäre Geburtswehen folgen, Klagen über unverständliches Festhalten an überlebten Formen, Uebergriffe von Unternehmern und höheren Beamten, Versicherungen, daß die ganze Arbeiterschaft

*) Für dieses Kapitel danke ich meinem Kollegen O. Quint, der es geschrieben. D. B.

ohne Richtungsunterschied bereit sei, die Beschlüsse des Arbeiterrats durchzuführen und zu verteidigen. Dann wird die Berichterstattung über den Rätekongreß in Berlin fortgesetzt, die in einer früheren Sitzung begonnen hatte. Aber die Aufmerksamkeit ist nicht mehr dieselbe, wie in der vorigen Sitzung. Einige der Räte verlassen ihre Plätze, gehen nach dem Treppenhaus, kehren wieder zurück, besprechen sich mit ihren Nachbarn, erst leise, dann lauter. „Sie kommen!“ höre ich einen sagen. Auf der Treppe erschallen feste Tritte, am Saaleingang rufen die Türhüter: „Zuhörer müssen auf der Galerie Platz nehmen.“ Protestrufe, Tumult. Dann wieder Geklapper genagelter Schuhe auf den Treppen, lauter, stärker, die Tür zur Galerie wird aufgerissen und im Nu füllt sich der Zuhörerraum mit einer Kopf an Kopf gedrängten Menge. Im nächsten Augenblick zeigt die „Kaiserloge“ das gleiche Bild — des Volkes Majestät hat sie mit Beschlag belegt. Räteversammlung oder Nationalversammlung? sollte das Hauptthema der heutigen Beratung sein. Aber ein dritter Hauptfaktor revolutionären Geschehens hat die Tagesordnung abgesetzt: Vertreter der Arbeitslosen begehren Einlaß und weil die Zuhörerplätze restlos besetzt und bestellt sind — „Bitte, gehen Sie doch von den Stühlen herunter!“ ruft Bernard, während er die Präsidentenglocke schwingt —, da drängen die Hunderte, die noch draußen stehen, in den Saal und unterstreichen eine Petition, die zur sofortigen Beratung eingereicht wird: Höhere Unterstützungssätze für die Arbeitslosen! Durchsuchung der Lebensmittelverstecke und Kohlenställe! Verbot der Mietssteigerungen! Sozialisierung der Betriebe!

„Die Exekutive wird Ihre Forderungen beraten!“ versichert das Präsidium. „Wir haben zunächst erst einen Bericht über den Berliner Rätekongreß zu erledigen.“

„Ach, das waren doch bloß die Totengräber der Revolution!“ ruft Dißmann dazwischen, „beratet über das Leben der Arbeiter!“

Mehr und immer mehr Volk erfüllt den Saal. Große Plakate werden sichtbar: „Arbeiter, wacht auf!“ „Nieder mit Ebert-Scheidemann!“ „Durchsucht die Hamsterkeller.“ Und ein junger Bursche mit einer roten Fahne drängt sich noch dazwischen, erklettert das Standbild des alten

Wilhelm und setzt sich ihm rittlings auf den Hals — — und immer wieder und immer lauter ertönt der Ruf: „Sofort, sofort unsere Forderungen beraten!“

Im hungrigen Magen nur Eingang finden,
Suppenlogik mit Knödelgründen
Und Argumente von Rinderbraten
Begleitet mit Göttinger Wurstzitaten.

Der hohe Rat in seiner augenscheinlichen Ratlosigkeit verhandelt, sucht zu überreden. Wieviel hat er nicht schon durch Ueberreden erreicht? Wie manche Gefahr hat er schon in aller Stille, ohne damit in der Oeffentlichkeit zu prunken, von Frankfurt abgewendet. Auch jetzt gelingt es ihm wieder, die Wogen zu glätten. Die Kommission der Arbeitslosen soll sofort mit den Räten und städtischen Organen in Verhandlung treten. Der Zwischenfall ist — vorläufig erledigt. „Awwer mer komme wieder!“ rufen die Abziehenden.

Und geräuschvoll, wie sie kamen, verlassen die Arbeitslosen wieder den Saal, um sich zu einem Zuge zu formieren. Und ruhig, als ob kein Zwischenfall sie gestört hätte, fahren die Räte in der Tagesordnung fort, während draußen in schwerem Takt die Arbeitslosen die Straße füllen. Es ist ihre Straße, „denn sie haben sie gebaut“. Aber nicht alle scheinen das zu sein, was man „klassenbewußt“ nennt, denn nicht die Marseillaise und nicht den Sozialistenmarsch hört man als Begleitmusik zum Takt ihrer Tritte, nein: sie singen:

Wie ein stolzer Adler
Schwingt sich auf das Lied . . .

Heimkehr.

Der Waffenstillstand ist geschlossen. Millionen deutscher Truppen wälzen sich der Heimat zu. Frankfurt ist Knotenpunkt der Durchgangsstraßen. Wie wird das Heer zurückkommen? In Ordnung oder aufgelöst? Können wir die Armeen verpflegen? Wie denkt das Heer über die Heimat? Droht uns eine Gegenrevolution? Bange Sorgen sind dies. Von der Front dringen gute und schlimme Nachrichten herein. Der Rückzug gleicht einem wohlvorbereiteten Vormarsch. Seit Wochen aber sind die Truppen ohne Zeitung und Nachricht. Sie haben keine Vorstellung von dem, was sich in der Heimat ereignet und neu gebildet hat. Zehntausende kommen täglich durch den Hauptbahnhof. Die Höchstziffer ist an einem Tag 60 000 Mann. Vom 10. November bis 10. Dezember werden 2 Millionen Soldaten in Frankfurt verpflegt; ein Teil davon hat hier übernachtet. Darunter befinden sich 500 000 Gefangene.

Die V. Armee mit dem General v. d. Marwitz nähert sich. Konferenzen mit dem General in Kreuznach. Aufrufe werden verfaßt, Flugblätter gedruckt und Redner den Truppen entgegengeschickt. Es zeigt sich, daß die heimkehrenden Soldaten voll Mißtrauen erfüllt sind. Aufklärung tut not. Auf in die Ruhequartiere! In Automobilen dringen wir vor. Auf den Landstraßen ist es nur schwer voran zu kommen. Kompagnie hinter Kompagnie. Kolonnen, Artillerie mit Geschützen und Wagenpark, Marketenterwagen, Feldküchen, Maschinengewehrabteilungen, lahme Pferde und Menschen, Sanitätswagen und der ganze Troß und Stab, den die Regimenter mit sich führen. Alles wird mit Flugblättern überschwemmt und mit Heißhunger verschlingen die Truppen im Gehen und Fahren den Inhalt. Ein Kompagnieführer läßt seine Leute mitten auf der Landstraße halten. Er verliest den Inhalt des Flugblattes und bringt ein Hoch auf die Republik aus. Nicht so mit anderen Offizieren und auch Mannschaften, die immer noch glauben, die Soldatenräte seien die Drückeberger, die nie im Felde gewesen wären. In den Ruhequartieren sammeln wir

Korporalschaften um uns und sprechen zu ihnen. Hie und da gelingt sogar eine richtige Versammlung in einem Saal. Diskussionen beginnen. Mancher drückt uns leuchtenden Auges die Hand und ein Batterieführer will sogar einem Gefreiten „drei Tage“ geben, weil dieser von seinem Freund, dem Soldatenrat, spricht.

Am 2. Dezember trifft die Spitze der Armee Marwitz in Frankfurt ein. Die ganze Stadt rüstet zur Feier. Zehntausende säumen die Straßen. Am Opernplatz ist der Empfang. Vom Soldatenrat begrüßt Müller den General und die Truppen. Die Glocken läuten, Fahnen winken von allen Dächern, Guirlanden grüßen und unter dem unendlichen Jubel der Bevölkerung geht der Zug durch die Stadt. Da ist kein Fenster leer und keine Hand, die nicht irgend eine Gabe den Heimkehrenden zuwirft. Mit Blumen geschmückt, Kinder auf den Protzen, so ziehen sie daher und wenn auch die Reihen geschlossen sind, große Lücken sehen wir. Wo sind die Hunderttausende, die mit euch ausgezogen voll Kraft und Mannesstärke? Wir sehen Verdun und die Champagne, die Sommeebene und die Höhen an der Aisne; die Mühen und Leiden, die Sehnsucht und die Hoffnungen von vier Jahren. Wir sehen das Elend und die Massengräber und vor uns erheben sich noch einmal die Hunderte, neben denen wir geschritten und die dahingesunken sind; die Tausende von Unbekannten, an deren Kreuz wir vorbeimarschierten, und das wir stets grüßten wie einen alten Bekannten. Der Jubel und das Rufen kann die Stille nicht übertönen, die uns anhaucht und viel lauter spricht als Glockentöne und Böllerschüsse. Und alles zusammen vermischt sich zu dem großen, furchtbaren Unglück, das Deutschland getroffen hat. Und wir sehen viele, die sich tränenden Auges umdrehen und fortschleichen.

Köpfe.

Moser.

Student der Staatswissenschaften, Sohn eines Fabrikbesitzers aus Görlitz. Als Sekundaner versucht er schon seine Klassenkameraden von der Wahrheit des Sozialismus zu überzeugen. Im Felde hat er Kant, Schopenhauer, Hegel, Goethe, Darwin und Haeckel im Tornister. Am 8. November will er von Freiburg, wo sein Ersatzbataillon steht, nach Berlin. In Frankfurt macht er eine Zwischenlandung, sieht bewegte Volksmengen, der Revolutionsgeist überschattet ihn und er hält an einer Straßenecke eine Rede. Drei Stunden später ist der Durchreisende das Haupt der Frankfurter Revolution und bis zum nächsten Morgen liegt das Geschick der Stadt in seiner Hand. Seine Kunst ist die der Ueberredung, und mit seinem eleganten, gütigen und vornehmen Wesen bändigt er die Wildesten und es ist, als hätten sich alle Revolutionäre in ihn verliebt. Sein Befehl ist jedem heilig. Die Matrosen haben sich dem Studenten mit Haut und Haaren ergeben und sie hüten ihn, wie ihren Augapfel. All seine Anordnungen sind großzügig und weitspannend und weil er kein Philister und kein Bureaukrat ist, bieten seine Maßnahmen für Neider gute Angriffsflächen. Am Tage nach seinem Sturz lag es wie Mehltau über dem Frankfurter Hof und vergebens lauschte man nach dem Glockenton seiner Stimme. Als Diplomat wird er eine Zukunft haben, denn er ist noch nicht alt: 21 Jahre und sechs Monate!

Die Matrosen.

Ehedem waren „unsre Blaujacken" die Lieblinge der Alldeutschen und Oberlehrer. Jede höhere Tochter hatte ein Bild der „Möve"- oder einer U-Boot-Mannschaft neben dem ersten Liebhaber des Stadttheaters liegen, die nur der besten Freundin gezeigt wurden. Heute gründen Freifrauen und andere Damen einen Verein gegen die

Matrosenkleider. Eine bürgerliche Zeitung für Heimarbeiterinnen schreibt: Neunzehntel der Matrosen seien der Abschaum der Menschheit gewesen, die unsere Front von hinten erdolcht hätten.

Wir wissen, daß sie vier, sieben und noch mehr Jahre nicht über Parkettglanzböden, sondern über rauhe Schiffsdielen geschlickert sind. Ihr Lager war die Hängematte und kein Daunenbett; ihr Dienst der schwerste von allen. Sturm und Wetter haben ihnen Mut und Ausdauer, das weite Meer und die ständigen Gefahren Freiheitsdurst und Freundschaft verliehen. Vom ersten Tag der Revolution standen sie auf dem Posten, Schlaf haben sie nicht gekannt, und wenn sie 36 Stunden ein Proviantamt bewacht hatten, sie wichen nicht von der Stelle, bis sie abgelöst wurden. Wir wollen die anderen Soldaten, die unermüdlich im Dienst der Freiheit gestanden, nicht benachteiligen. Die Matrosen aber waren das Vorbild für alle, und wenn keine Patrouille mehr aufzutreiben war, ein Seemann fand sich immer, und wenn er eben erst seine 24 Stunden heruntergerissen hatte. Leicht sind sie nicht zu behandeln. Man muß sie verstehen. Aber treu sind sie und zuverlässig. Wenn Frankfurt bisher ruhig schlafen konnte, es ist dem Marinesicherungsdienst zu danken, zu dem sie sich umgebildet haben. Gehaßt von dem Westend, gefürchtet von den dunklen Gestalten der Altstadt, von allen Eisenbahndieben und Automobilschiebern, von den Apachen der Wildemannsgasse bis zu den Kavalieren in Lackschuhen. Millionen von Werten haben die Matrosen gerettet und alle, die sich in der Revolution „gesund "machen wollen, scheuen sie wie den Tag.

Grönke.

Bei der Soldatenratswahl in der Gutleutkaserne steht er mit funkelnden Augen neben dem Vorsitzenden und brennt vor Ungeduld. Er muß dabei sein und helfen und wenn er nur Telegramme zur Post bringen darf. Bald hat er alle Matrosen zusammengefaßt und den Wachdienst organisiert. Und alle folgen ihm aufs Wort. Ueberall taucht er auf. Bald kontrolliert er die Posten am Westhafen, bald ist er Einbrechern in der Altstadt

auf der Spur und dann wieder fliegt er durch die Zimmer des Polizeipräsidiums. Schlaf braucht er keinen. Einmal haben ihn Rowdies auf der Straße überfallen und ihm den Arm lahm geschlagen. Er hat trotzdem keine Stunde gefehlt. Mit seinen 23 Jahren und den schwarzen, stechenden Augen ist er ein wilder Draufgänger, der geborene Detektiv und ein Mensch voller Güte und Lebenserfahrung. Bei Kriegsausbruch geht er freiwillig ins Feld, wird verwundet und kehrt zur Marineintendantur zurück. Tirpitz saut ihn einmal wegen eines Schreibfehlers ab, worüber eine Baronin Tränen vergießt. Er wird zur Erholung in die Schweiz geschickt, lernt den alten serbischen Diplomaten Tucic kennen, der Handschriften aller bedeutenden Personen von Bismarck bis Kitchener besitzt. Er hört Lenin und Trotzki reden und streitet bei einem Kellnerstreik in Zürich gegen Rosa Luxemburg. November 1918 schickt ihn die Militärbehörde nach Warschau. Unterwegs bricht die Revolution aus. Er bleibt in Frankfurt und macht mit.

Löffler.

Signalmaat, 26 Jahre alt, Beruf: Kaufmann. Dazu eignet er sich jedoch am wenigsten. 1911 kommt er zur Matrosendivision in „Schlicktau“. Vier Jahre fährt er auf S. M. S. „Fuchs“, liegt während des Kriegs auf Nordseevorposten, wird zur Artillerieschule kommandiert, und später zur Seefliegerabteilung. In Kiel bricht die Revolution aus. Er lernt hier „Aufrührer“. Jetzt zieht's ihn in die Heimat. Der Zugverkehr ist gesperrt. Er läuft bis Hannover zu Fuß; von dort geht's im Güterwagen weiter bis Stendal. Der Personenzug bis Gießen fährt auch nicht schneller. Hier angelangt, wird er verhaftet. Mit achtzig Kameraden bricht er durch nach Frankfurt. Am 8. November ist er am Main und kommt gerade zur rechten Zeit.

Er ist der fähigste Kopf im Matrosenstab, spricht selten, ist flink im Denken wie eine Katze. Katzenartig ist seine Figur, sein Körper zäh und behende und man hat bei ihm stets das Gefühl, als wolle er einem ins Genick springen. Ein Volksheer hätte sicherlich mehr aus ihm gemacht als einen Signalmaat.

Hermann Stickelmann.

Ein langes ſ gestützt durch das t der starken Wirbelsäule, das i, wenn er mit den Zähnen knirscht, ck als die mächtigen Knochen, die dem ganzen Körper Wucht und Gewalt geben, und dennoch gemildert durch ein el der Güte, dahinter aber noch einmal ein ganzer Mann, das ist das Aeußere von Hermann Stickelmann. Ein Hüne von Gestalt, vor dem die Menschen klein werden, wenn er sich aufreckt. Bei ihm empfängt der Geist vom Körper und jedes Wort atmet Kraft und Energie. Nerven scheint er keine zu besitzen, und als ihm jüngst einer eine Kugel durch den Fuß schoß, ließ er sich jeden Morgen ohne Wimperzucken den Wundkanal ausspritzen und nach zehn Tagen humpelte er wieder in der Stube herum, nach vierzehn zog er den Stiefel an. Sein Krankenbett stand in seinem Dienstzimmer. Den preußischen Militarismus haßt er mit einer wilden, nie gesättigten Leidenschaft. Am dritten Revolutionstag fährt er nach Cronberg zum Schloß des Prinzen Friedrich Karl von Hessen, der um eine Matrosenschutzwache gebeten hatte. Er trifft ihn dort mit der Schwester Wilhelms II. und verschiedenen Offizieren. Stickelmann stellt sich vor. Die Herren ebenfalls. „Ach was, lassen Sie man die Mänggänkel. S i e sind der Herr Finkenstein und S i e der Herr Hessen. Bitte, Ihre Ausweise!“ Die Damen weinen. „Lassen Sie das Geflenne. Hätten Sie vor vier Jahren geweint. Jetzt ist es zu spät. Im übrigen ist Ihr Leben genau so gut verbürgt, wie das jedes anderen Bürgers.“ Also der Ulane, Jäger zu Pferd, Beobachter und Seeflieger Hermann Stickelmann, der die vierzehn ersten Tage und Nächte keinen Schlaf und keine Ruhe kannte und unbeweglich mitten in allem Sturme stand. So oft ich ihn, baumlang, alle überragend, im Frankfurter Hof, im Straßengewühl, vor Offizieren oder Landräten stehen sah, erinnerte er mich an den alten Ajax, von dem Schiller in seinem „Siegesfest“ rühmt, daß er ein Turm in der Schlacht gewesen sei.

Der Wahlkampf.

„Sozialismus ist Demokratie, keine Klassenherrschaft. Frei und gleich müssen alle Bürger des Staates sein. Ihren Willen sollen sie am 19. Januar 1919 bekunden, bei den Wahlen zur Nationalversammlung. Auf zur Wahl, Männer und Frauen, die ihr das zwanzigste Lebensjahr erreicht habt!“

Also ergeht der Ruf, und Stadt und Dorf hallen wider vom Streit der Parteien. Die Bürgerlichen haben sich andere Namen beigelegt, und es hält schwer, sie auseinanderzuhalten. Die Sozialdemokraten marschieren getrennt und schlagen unvereint und hitzig sich selbst und die Gegner. Je näher der Wahltag, desto heftiger tobt die Schlacht. Mit Plänkeleien, Patrouillen- und Erkundungsvorstößen beginnt es. Die bürgerlichen Parteien versuchen sogar Scheinmanöver; doch es gelingt schon den sozialdemokratischen Unterführern, „die Maske herunterzureißen“. Drei Wochen, jeden Abend von 6 Uhr bis zur Polizeistunde, tobt der Kampf in Hunderten von Einzelgefechten. Diesmal sind alle „k. v.“, sogar die Frauen, und noch niemals hatten die Köchinnen so viele Verehrer, die nicht um ihr Herz noch um ihren Braten, doch um ihren Stimmzettel werben und streiten. Nach einem Referat in einer Volksversammlung in Oberursel lasse ich mir von einem Kellner ein Glas Bier geben. Ueberrascht und beschämt sehe ich, wie er dem Trinkgeld fortläuft, bemerke jedoch ebenso überrascht und wieder beruhigt, daß mein Mann mit fliegenden Rockschößen das Rednerpult hinaufeilt. Der Vorsitzende rief ihn soeben zur Diskussion auf, zu der er sich gemeldet hatte. Nicht minder tüchtig wie das Bier trägt der Kellner seine Ueberzeugung vor. Die Zuhörer bestärken ihn, spenden Beifall und folgen gerne den kräftigen Ausführungen. Das gibt dem Redner Ansporn und Feuer. Immer kühner werden seine Bilder, und ob Expressionismus oder Naturalismus, es bleibt kein Auge tränenleer, als der Sprecher aus innerstem Herzen in den Saal ruft: „Frauen und Jungfrauen von Oberursel! Traut nicht den bürgerlichen Parteien, die euch mit heißer Brunst umwerben;

es ist eine unechte Brunst. Sie werden euch begatten, aber nie befruchten.“

Inzwischen treibt der Wahlkampf in Frankfurt zur Siedehitze. Hie Sozialismus — hie Kapitalismus! Alle Mauern, Bretterzäune und Schaufenster sind mit bunten Plakaten und Bildern beklebt. Wie Schneeflocken wirbeln die Flugblätter umher. Dort leuchtet es blau von allen Laternenpfählen: „Wählt Luppe!“, hier rot: „Jedermann hat die Pflicht, die sozialistische Republik zu unterstützen!“ „Die Glocke mahnt: Wählt die Liste Rießer!“ „Erzberger, ein Mann des Volkes, wünscht:“ „nur die Liste Robert Dißmann!“ Also steht es an einer Mauer geschrieben. In jeder Nacht huschen die Ankleber mit Leimtopf und Pinsel wie die Heinzelmännchen über die Straßen, und es ist ein Wettrennen zwischen den Beauftragten der verschiedenen Parteien nach leeren Mauerstellen und Schaufenstern.

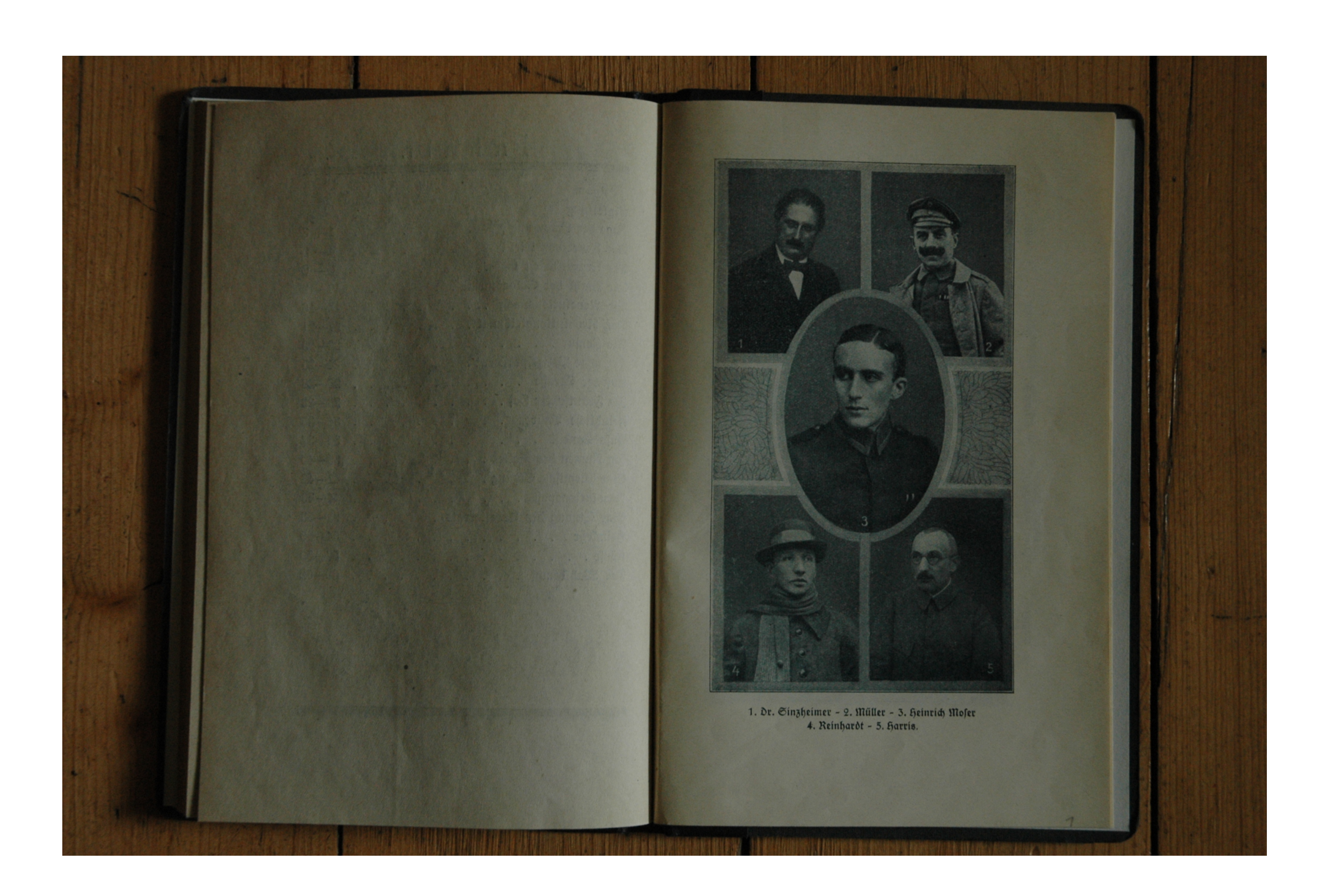
Im Rathaus sitzt eine ganze Kompagnie von Männern und Frauen, die wochenlang nur Wählerlisten abschreiben. Vom Zirkus Schumann bis zum kleinsten Vereinslokal tagen jeden Mittag und Abend Sitzungen und Versammlungen; Versammlungen für Studenten, Frauen, Kaufleute, Gewerkschaftsmitglieder, für Beamte, Techniker und für alle; je nach der Größe des Saales. Hin und her wogt die Redeschlacht, und am nächsten Tage können die Sprecher ihre Worte in fünf, sechs Zeitungen falsch wiedergegeben sehen.

Am Tage vor der Wahl erdrückt eine gewaltige Demonstration der Mehrheitssozialisten alles Vorangegangene. Mit einer Riesenversammlung in der Festhalle beginnt sie. Dann formt es sich zum Zuge. Es mögen 60- bis 70 000 Menschen sein, die mit Gesang und Musikklängen vom Hohenzollernplatz zum Heine-Denkmal ziehen, von einer Häuserseite zur anderen die breiten Straßen füllend. Aus dem schwarzen Menschengewoge leuchten die roten Banner. „Takt, Takt, auf Takt gebt acht, er ist mehr als halbe Macht.“ Kein Schutzmann ist zu sehen, und was hätte er dabei tun sollen? Es ist eine überwältigende Kundgebung und ein Bekennen, das besser und erfolgreicher spricht, als alle Redner und Flugblätter der vergangenen Wochen.

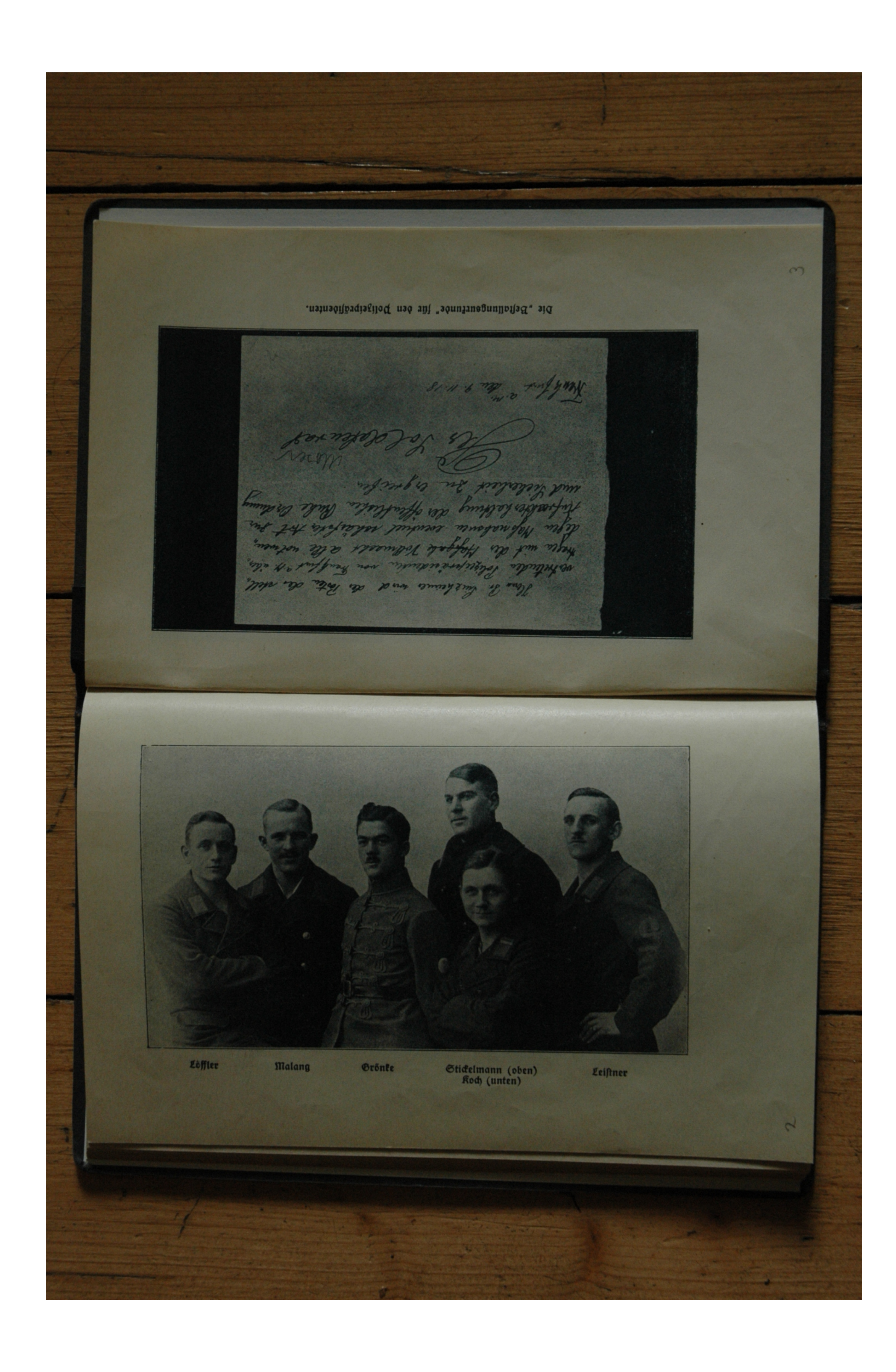
Die Schlacht ist aus! Es war ein fröhlich Säen neuzeitlicher Ideen. Wenn die Wahl nicht alle Wünsche und Hoffnungen erfüllt hat, wenn nicht alle Blüten reiften, eins wissen wir: es gibt kein Zurück, es geht vorwärts. Unser die Welt, trotz alledem!

„Und umzuschaffen das Geschaffne,
Damit sich's nicht zum Starren waffne,
Wirkt ewiges, lebendiges Tun.
Und was nicht war, nun will es werden:
Zu reinen Sonnen, farbigen Erden,
In keinem Falle darf es ruhn.
Es soll sich regen, schaffend handeln,
Erst sich gestalten, dann verwandeln,
Nur scheinbar steht's Momente still.
Das Ewige regt sich fort in Allem,
Denn alles muß in Nichts zerfallen,
Wenn es im Sein beharren will."

Inhalt.



1. Dr. Sinzheimer - 2. Müller - 3. Heinrich Moser
4. Reinhardt - 5. Harris.



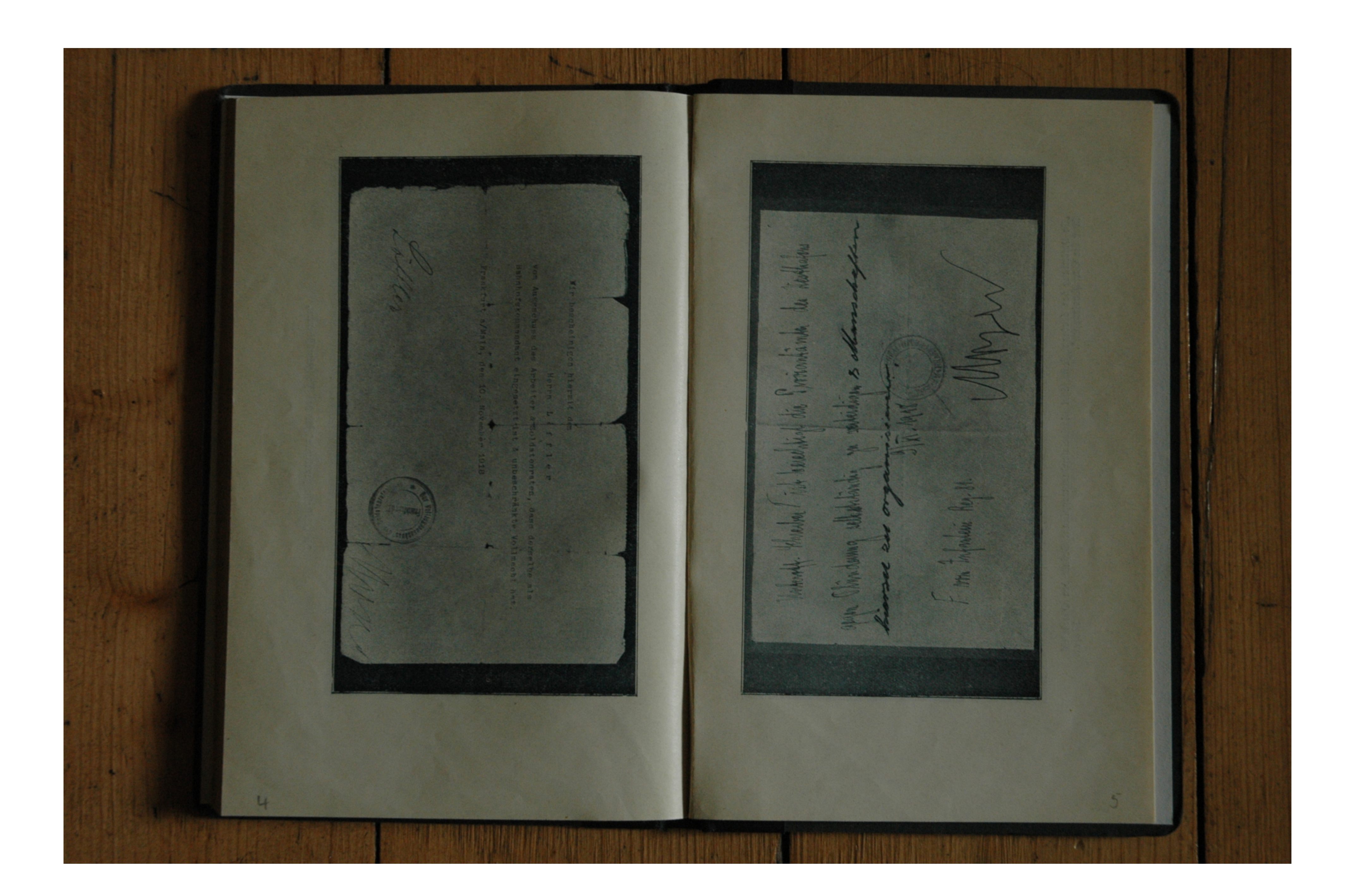
Löffler Malang Grönke Stickelmann (oben) Koch (unten) Leistner

Herr Dr. Sinzheimer wird als Vertreter des stellvertretenden Polizeipräsidenten von Frankfurt a/M. eingesetzt mit der Aufgabe Vollmacht alle notwendigen Maßnahmen eventuell rücksichtsloser Art zur Aufrechterhaltung der öffentlichen Ruhe Ordnung und Sicherheit zu ergreifen.

Der Soldatenrat

Frankfurt a/M. den 9.11.18

Die „Bestallungsurkunde" für den Polizeipräsidenten.



Wir bescheinigen hiermit dem

Herrn L ö f f l e r

vom Ausschuss des Arbeiter & Soldatenrates, dass derselbe als Bahnhofskommandant eingesetzt ist & unbeschränkte Vollmacht hat.

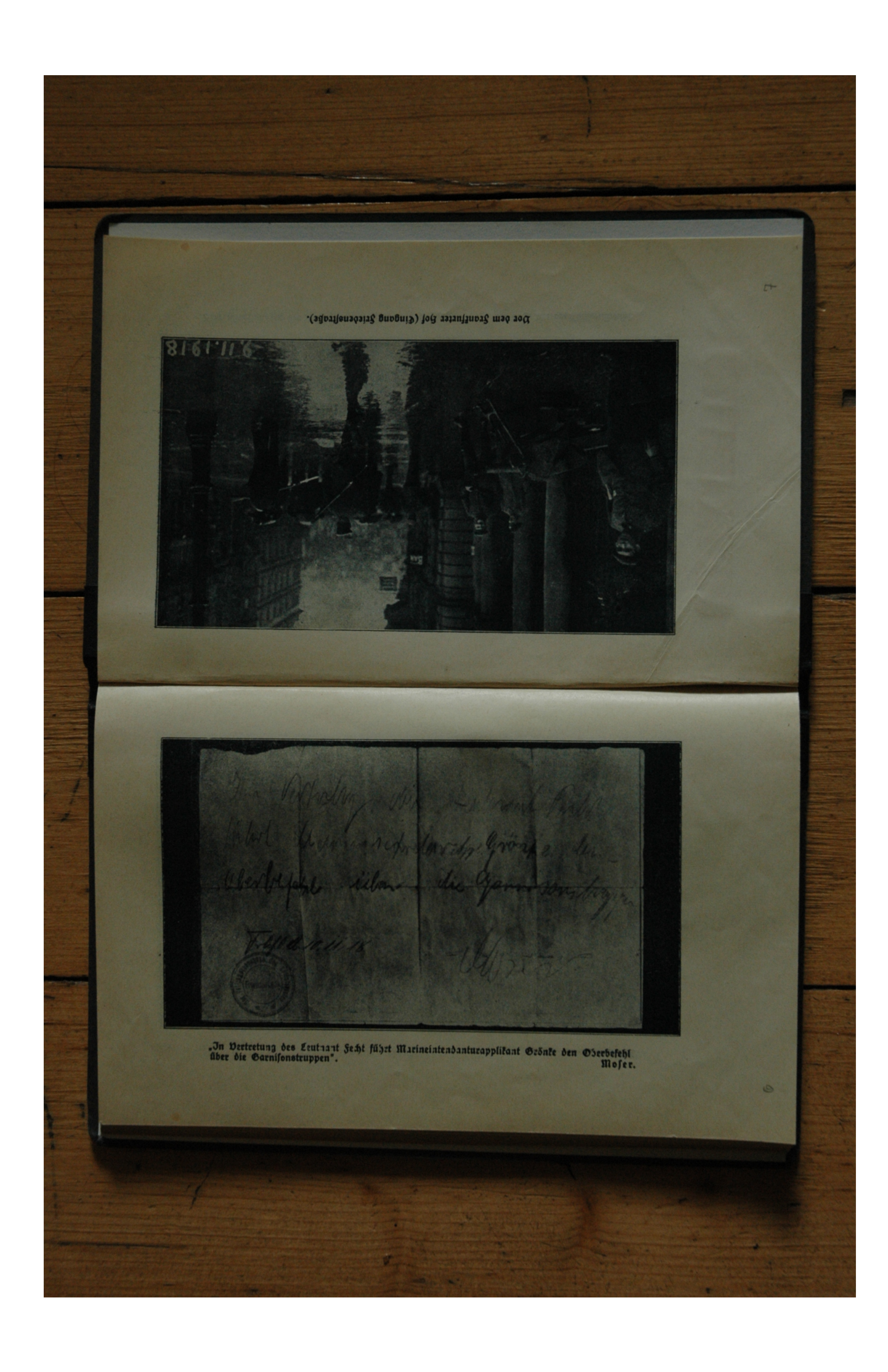
Frankfurt a/Main, den 10. November 1918

Löffler

Unteroffz. Schreiber ist berechtigt die Proviantämter des Westhafens gegen Plünderung selbständig zu verteidigen & Mannschaften hierzu zu organisieren.

9/XI. 1918

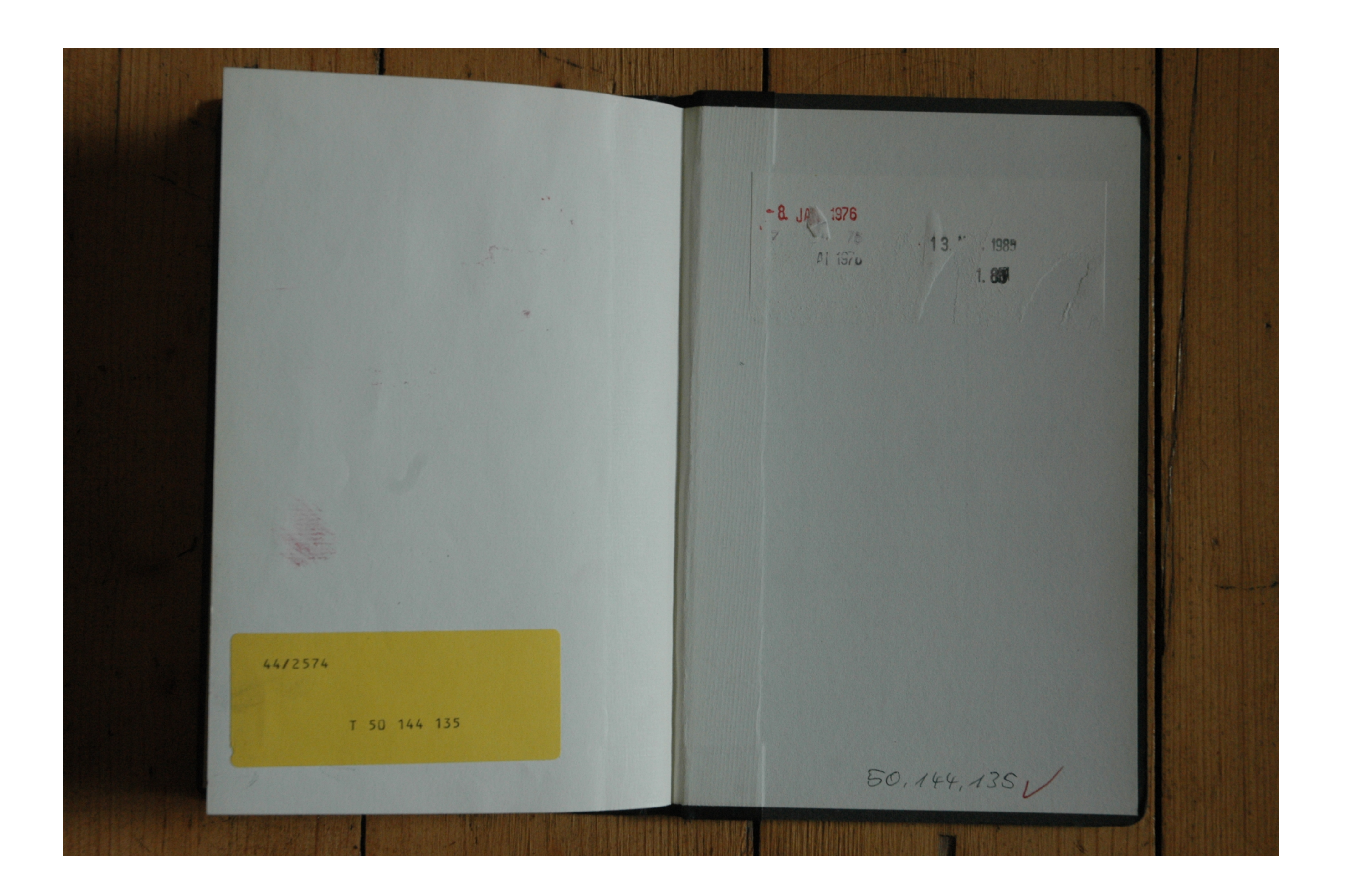
F. vom Infanterie Reg. 81.



„In Vertretung des Leutnant Fecht führt Marineintendanturapplikant Grönke den Oberbefehl über die Garnisonstruppen".
Moser.

Vor dem Frankfurter Hof (Eingang Friedensstraße).


Demonstrationszug der Mehrheitssozialisten am 18. Januar 1919, am Tage vor der Nationalwahl.


44/2574
T 50 144 135
-8. JA 1976
13. 1985
50,144,135

